Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 3 — Gotha, 4. Februar 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Ein Lied Ephräm des Syrers [Sp. 97] — Der notwendige Dienstwechsel [Sp. 97] — Die Kultreformbewegung im Feiern der Gemeinde [Sp. 99] — Immer noch Johannes Müller? [Sp. 108] — Die preußische Generalsynode. 2. Der Kampf um den Bischof [Sp. 110] — Beiträge zu einer christlichen Politik. 4. Die Minderheiten [Sp. 115] — Die Kuppel- und Ikonen-Wunder in Rußland [Sp. 117] — Die Filmindustrie. 6. Leben und Film [Sp. 121] — Ein Streit um die Abstammungslehre [Sp. 124] — Vom Wesen des Protestantismus. Eine Erwiderung [Sp. 127] — Bücher und Schriften: Althebräische Inschriften (Grimme); Lebensgeschichte Christi (Papini); Die heilige Kümmernis (Friedrich); Philosophische Taschenbücher (Frommann); Wiedergeburt durch Lagarde (Krammer); Der faustische Mensch (Obenauer); Rom im Mittelalter (Gregorovius); Gedanken und Erinnerungen (Bismarck); Kultur des Proletariats (Buddensieg); Lebensführung (Foerster); Lebenskunst (Bittlinger); Mein Tagewerk (Reinke); Arbeit, Glaube, Liebe (Dinglinger); Newman (Przywara); Kierkegaard (v Reincke); Der wiederkehrende Christus (Huch); Verkündigung, Tausch (Claudel); Altrussische Bauerngeschichten (v Rathlef); Die güldne Sonne (Dresden) — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage [Sp. 137] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 141] — Wöchentliche Chronik [Sp. 144] — Verschiedenes: Unnötig Unerfreuliches; Bischöfliches aus Hamburg; Luther für Luther; Ephraem Syrus; Süd-Tirol — Anzeigen

Ein Lied Ephräm des Syrers

Aus dem vierten Jahrhundert

In seiner Güte ist er offenbar,
In seinem Wesen bleibt er dir verhüllt.
Drum frage nicht nach seiner Majestät,
Nach seiner Güte sollst allein du fragen,
Die für dich, Menschenkind, zu finden ist.

Geöffnet ist die Kammer seiner Schätze,
Verborgen ist er selber in Person,
Und eine Kluft liegt zwischen dir und ihm,
Trennt dich von ihm, du kannst ihn nicht ergründen.
Doch seine Hilfe such, o Menschenkind!

Denn seine Gnad ist unaussprechlich groß,
Sie ruft dir zu, sie lädt dich liebend ein,
O armes und gebeugtes Menschenkind,
Daß du erkennest seiner Schätze Fülle,
Die lauter Güte- und Barmherzigkeit.

(Aus dem Syrischen von Gustav Hölscher)

Der notwendige Dienstwechsel

Röm. 6, 18 und 20

Sein eigener Herr oder, was dasselbe ist, sein eigener Diener ist Niemand. Der Mensch ist entweder Knecht der Sünde oder Knecht der Gerechtigkeit, er ist entweder frei von Gerechtigkeit (gelöst, los von ihr) oder frei von der Sünde. Stets ist der Mensch Knecht, stets frei; es fragt sich nur: Knecht von welcher der beiden Großmächte, frei wovon.

Durch das Sichauswirken der einen Großmacht, der Sünde, der Lieblosigkeit, wird das Alles-in-Allem-werden der andern Großmacht (der Gerechtigkeit, der Liebe, Gottes), die Erreichung ihres Zieles, ihre Herrschaft verzögert oder erschwert. Darum zürnt die ewige Liebe über die an das Zeitliche gebundene Lieblosigkeit. Sie behält aber den Knecht und Träger der Lieblosigkeit lieb, glaubend — hoffend (1. Kor. 13, 7), daß der Knecht der feindlichen Macht noch ein Knecht und Träger der Gerechtigkeit und Liebe werden wird. Gerade weil sie siegen und herrschen will, behält sie den Lieblosigkeitsträger lieb. Wie sollte der Lieblosigkeitsträger sich in einen Träger der Liebe verwandeln, wenn sie, die Liebe, nicht einmal sich treu bliebe, also Liebe bliebe? Merkt der Knecht der Lieblosigkeit, daß die über die Lieblosigkeit zürnende ewige Liebe alle Lieblosigkeitssklaven noch lieb hat, daß das Siegende, die vergebende ewige Liebe, ihn für sich und auf seiner Seite haben will, so wird er geneigt, seine Gegnerschaft gegen das Siegende aufzugeben. Wer der Lieblosigkeit dient und einsieht, daß in dem großen Geschichtskampf zwischen Liebe und Lieblosigkeit, zwischen Gott und Sünde, die Lieblosigkeit nicht Siegerin werden kann und nicht werden wird, wer also als Sünder die Treue des über die Sünde zürnenden Gottes erkennt und merkt, daß er bisher gegen das Siegende und Unbesiegliche gekämpft hat, der verliert die Lust, dem Unterliegenden zu dienen; er wird seiner bisherigen Herrin untreu und wechselt seinen Dienst, er tritt in den Dienst des Ewigen.

Wenn der Lieblosigkeit Niemand dient, wenn sie von allen ihren Knechten im Stich gelassen wird, dann hat die Liebe gesiegt, dann ist sie Alles in Allem. Die Liebe gönnt ihrer Feindin keinen Diener; sie will, daß die Diener ihrer Feindin ihre Diener werden, und sie erreicht ihr Ziel dadurch, daß sie den Dienern ihrer Feindin zu erkennen gibt, daß nicht die Lieblosigkeit, sondern die Liebe den Endsieg davonträgt. Wenn man mit Schrecken und Scham deutlich sieht, daß man einer Herrin dient, die gar nicht verdient, daß man ihr dient, wenn man erkennt, daß die Lieblosigkeit eine Herrin ist, die den Keim der Niederlage, des Zusammenbruchs, in sich trägt, eine Macht ohne Macht, eine Scheinmacht, dann wird man Überläufer hin zu der Liebe. Man wird von dieser bewogen, der bisherigen Herrin untreu zu werden, ihr abwendig gemacht, von Gott auf Gottes Seite gezogen.

Selige Erkenntnis, wenn man erkennt, daß man von der Herrin, der man bisher gedient hat, nicht geliebt wird — Lieblosigkeit kann gar nicht ihre Sklaven lieben —, daß man aber von dem Herrn, dessen Feindin die eigene bisherige Herrin ist, geliebt wird! Selige Erkenntnis, wenn man erkennt, daß man durch Überlaufen erst an die richtige Stelle kommt! Selig, wer Buße tut. Buße ist Dienstwechsel.

Verliert die Lieblosigkeit ihre Diener, so geschieht ihr recht; sie ist die machtlose Macht, die Ohnmacht, die alle, die mit ihr in Bündnis treten, an den Rand des Todes bringt und es darum nicht verdient, Diener zu haben. Verlust von Dienern bringt die Lieblosigkeit an den Rand ihres Untergangs, Verlust aller Diener wird einmal ihr Untergang sein. Das Nichtswerden der Lieblosigkeit ist das Alles-in-Allem-werden der Liebe; und das Liebebleiben der Liebe ist der Weg zu ihrem Sieg und ihrer Herrschaft, zum vollendeten Reich Gottes. Das Liebbehalten der Diener ihrer Gegnerin ist die heilige Kraft, die den notwendigen, heilbringenden Dienstwechsel bewirkt. „Liebe, dir ergeb ich mich, dein zu bleiben ewiglich!"

Gera — Georg Kirchner

Die Kultreformbewegung im Feiern der Gemeinde

Die Zeit des Rationalismus, der verstandesscharfen Diskussionen, in denen die einzelnen Subjektivitäten und Individualitäten sich gedanklich auseinandersetzten, die Zeit des kritisch-protestantischen Liberalismus und der naturalistischen und psychologischen Analysen in der Literatur ist stark umgeschlagen in den Irrationalismus. Das neue Lebensgefühl will Sammlung, All-Gemeinheit und Tiefe des Grundes. Es ist nicht nur die „Gotik verbrauchter Nerven", sondern echter Trieb. Man will das Überindividuelle, das Typische des Feierns, zu dem man sich zusammensetzt. Mit den gefühlsmäßigen Urmitteln sucht man Gemeinschaft und Objektivität. Die Zeit hat neue Augen für das Objektive gewordener Form, das zeigen nicht nur die katholischen Sonderhefte der „Tat". Die Jugendbewegung mit ihrem Mysterienspiel, ihrem Sinn für das Symbolhafte; der Sozialismus nach der Seite seiner Demonstrationszüge mit ihrem instruktiven elementaren Massenrhythmus und der alten feierlichen Form der Sprechchöre, seiner proletarischen Feierstunden; der expressionistische Kulturchiliasmus: durch alle geht der Drang nach feiernder Gemeinde.

In dieser Wende des Geistes ist die Problematik der rationalen Predigt, der lehrhaft pädagogischen Beeinflussung des modernen Menschen zurückgetreten, mit ihrer gedanklichen Apologetik, ihrem allgemeinpsychologischen Wirklichkeitssinn unter der Idee homiletisch-poimenischer Realpolitik zur Auferziehung der religiös-sittlichen Persönlichkeiten, aus denen die Gemeinde sich festigen soll. Niebergall war und ist noch hier der Rufer mit seinem epochemachenden Werk: „Wie predigen wir dem modernen Menschen?" In der Praxis der Gemeinden langsamer und gedämpfter, ist auch hier das Verlangen nach Feier und Feiergemeinschaft aufgegangen. Rudolf Ottos Buch: „Das Heilige" mit seinen vielen Auflagen ist das Zeichen der Zeit. Der Sinn für das Transzendent-Unbegriffene und Unbegriffliche ist aufgewacht, für das mystische Numinose oder dessen protestantisch-harte Objektivierung in der Verkündigung der dialektischen Theologie. Kult und Liturgie sind wiederentdeckt. Symbol und sakramentales Symbol wird die Losung. Die Lehrkirche wird feiernde Gemeinde. Allenthalben ist die Kultreformbewegung mit ihrem mannigfaltigen Feierformensuchen Ausdruck dieser Geisteshaltung.

Hier hat Oskar Goehling mit seinem Sammelwerk „Feiernde Gemeinde" sich ein wirkliches Verdienst erworben. Es zeigt, wie weit die Kultreformbewegung in der Praxis der feiernden Gemeinde lebt *). Das Umsichgreifen der liturgischen Reformbewegung und ihre Wichtigkeit gerade auch für die feiernde Gemeinde verlangt mehr als eine Besprechung dieses Buches, in dem ihr praktisch lebendiger Niederschlag zusammengefaßt geboten wird, erfordert einen kritisch geordneten Bericht über diesen selbst. So mögen in kritisch sichtender Betrachtung mit ihren charakteristischen Linien und Richtungen die Stufen des Feierns der Gemeinde aufgebaut werden, wie sie teils wirklich im historischen Aufwärts des reifenden Nacheinander liegen, teils aus systematisch-prinzipieller Analyse der lebendig-wirren Feierbewegung mit ihren nebeneinander laufenden oder mehr noch durcheinander verquerten Linien gelegt werden müssen.

Von vornherein geht durch alle Reform das große evangelische Motiv: die Bemühung um die Gemeinde in den Mitteln der Feier.

1. Die Kultreformrichtung des rahmenden Feierns

Die Kultreformrichtung des rahmenden Feierns ist hier der Anfang. Die Liturgie wird als feierlicher Schmuck- und Goldrahmen um die protestantisch wichtige Predigt wieder beachtet, verständlich klar auf die Predigt gestimmt, befestigt und in allen Teilen und Leisten ausgebaut.

Man möchte hier bestimmte Linien unterscheiden.

Vorweg schon liegt die kritisierende Rahmenreform, die um der Gemeinde willen die wieder beachtete agendarische Liturgie von möglichen Schwierigkeiten dogmatisch-religiöser Art (Glaubens- und Sündenbekenntnis usw.) oder hygienischer Art (Kelchbewegung) bereinigen will.

Heraus jedoch tritt die lokalisierende Rahmenreform, in der das Prinzip der Gemeindegemäßheit die Richtung auf das lokale Verständnis und die örtliche Spezialisierung hält. Plattdeutsche Gottesdienste werden gepflegt. (Dorfpredigt!) Hierhin gehören letztlich die Repristinationsversuche der Deutschkirche (Bublitz), die ihren Kultus nach Feierformen alten deutschen Brauchtums bilden will.

In starken und großen Traditionen dagegen geht die musikalisierende Rahmenreform. Wie der rationale Mathematiker häufig mit dem Gegengewicht der am meisten irrationalen Kunst, der Musik, begabt ist, so wurde im deutschen Protestantismus um den Kern des Lehrhaft-Dogmatischen, der rationalen Predigt, immer die geistliche Musik gepflegt, nicht nur im musikalischen deutschen Pfarrhaus, vor allem im Gottesdienst: Choral- und Gesangbuch und Bachs gewaltige Orgel. Hier setzt der Feiersinn zuerst kraftvoll ein. Unter rationalen Ordnungspunkten der belebten Gemeindeaktivität und des Variatio delectat, der Tendenz zu fröhlichem, hellem Wettsingen (Kuhlos Posaunen!) wird dieser traditionelle Festrahmen der Verkündigung renoviert, wieder geputzt, durch gesangliche Einlagen verbreitert und stärker herausgewölbt: Wechselgesänge: wechselnde Sänger, wechselnde Weisen, wechselnde Lieder. Durch Chorgesang und musica sacra als rahmendes Prä- und Postludium wird erst recht die Predigt gehoben. Rational bleiben die Vorschläge von Liedergottesdiensten als gesangstundlichen Übungen, rational die Teilungen der Gemeinde zum Wechselgesang in Männer, Frauen; Alte, Junge und (Plath) die Themen der Feiern, die Betonung des Gemeindegesanges allein; rational die liturgische Verknüpfung der Liedstrophen und der Vorschlag, sie verschieden zu registrieren, heller, dunkler, lauter und leiser (Anton).

Daneben die harmonisierende Rahmenreform,

*) **Feiernde Gemeinde.** Von Oskar Goehling. Berlin-Steglitz. Evangelischer Preßverband für Deutschland. Ein starker Band von über 400 Seiten für den mäßigen Preis von 7 M. Das Buch wirkt vor allem auch wieder praktisch zurück in der Schärfung des Sinnes für das Feiern und ist in der bunten Auslage von vielen Exempeln und Mustern sogar bis in die „Teepausen" praktisch. Der erste theoretische Teil enthält mehr als 40 Aufsätze, der zweite Beispiel-Teil etwa 250 Entwürfe, beide von über 130 Mitarbeitern. Mir scheint die Teilung in den theoretischen und praktischen Teil, in Aufsätze und erläuternde Entwürfe nicht allzu geschickt: so wird voneinander gerissen, was doch wie These und Exempel zusammengehört, und wird hinterdrein mit schwachen Fädchen von Anmerkungshinweisen doch wieder locker zusammengeknüpft. Es ist obendrein der Beispielteil auch wieder mit theoretischen Ausführungen durchsetzt. Ob drucktechnisch die Verbindung zu einem Ganzen nicht doch möglich wäre? Und wäre nicht Ordnung nach Bewegungen und Richtungen stilvoller und pädagogisch klarer gewesen für die Blickschärfung zum Feiern als nach den sachlichen Gesichtspunkten? Freilich mag die Einrichtung nach inhaltlichen Momenten für den, der im Augenblick eine bestimmte Feier vorbereitet und nach Mustern sucht, manchen augenblicklichen Vorzug haben, der aber durch ein Sachregister wohl ebenso erreicht sein würde. Daß noch die Behandlung einer ganzen Zahl von Problemen und Beiträge von manchen Fachleuten fehlen, ist nur ein Privileg erster Auflage. Die Bücherangaben sind zu sehr zufällig und die Ordnung nach Verlegern nicht gerade praktisch. Der systematische Ausbau wird besser nach Verfassern getroffen. Ein Nachschlageregister wird schmerzlich vermißt.

der in rational durchsichtiger Ästhetik die gedanklich logische Einheitlichkeit des Kultus wichtig wird, das Einpassen der Liturgie auf den Höhepunkt der höchstgeschätzten Predigt, die künstlerische Prägung dieses Rahmens in „kühler, auf ästhetischer Bildung beruhender geistiger Arbeit" (Niebergall) nach den rationalen Strukturbegriffen von Gewohnheit und Abwechslung, nach den verständlich praktischen Ideen anschaulicher Handlungen, klar entwickelter Steigerung der Gedanken und aktiver Beteiligung der Gemeinde. Entsprechend ist der Kultus ästhetisch-rational begriffen: „sinnbildliche Darstellung des idealen Verkehrs einer Christengemeinde mit ihrem Gott" (Niebergall), vielleicht gar mit missionarischen oder mindestens pädagogischen Zwecken. Er faßt Bild und Aufführung statt sakramentalen Lebens und Gotterfahrens.

2. Die Kultreformrichtung des reichen Feierns

Es ist verständlich, wie durch die Steigerung und Vertiefung der Feierseite namentlich aus der harmonisierenden und musikalisierenden Rahmenreform die Kultreformrichtung des reichen Feierns heraufsteigt. Die Liturgie wird betont, das Irrationale in der Idee der Feier. Der Sinn für das Gemeindegemäße-Objektive wächst. Die liturgischen Andachten und Nebengottesdienste blühen auf. Die gedankenvermittelte Predigt tritt zurück vor der gefühlsmäßigen Unmittelbarkeit des Feierns. Morgenfeiern und Abendfeiern ohne Ansprache und Ermahnung werden verlangt. Der Predigtplatz wird oft ausgefüllt durch die „Feierpredigt" der musica sacra, des Bildes, der dramatischen Handlung. Doch sind die rationalen Elemente, die verständlichen Gerüste noch nicht beseitigt, ja zum Teil sentimental gefärbt, wie Rationalismus und Sentimentalität sich leicht verbinden, — oder frisch-fröhlich-heiter gestimmt ohne Sinn für sakrale Haltung. Noch fehlt das bewußte und ausgeprägt reine liturgische Stilgefühl für den ganzen Zug des Kultus wie für das einzelne Stück. Das Strukturprinzip des Feierns ist letztlich oft das Programm, die Vortragsfolge auf der Basis der Agende, sogar mit dem programmhaften Entwicklungsbegriff des „bunten Wechsels" und der „interessanten Belebung", der mannigfaltigen „Darbietungen", der „Steigerung von Nummer zu Nummer", oft genug mit liturgisch nicht zu Ende geprüften programmhaften Mitteln und Stileigentümlichkeiten. Nur zu oft ist die Liturgik hier Programmliturgik.

Das Feiermittel unserer protestantischen Tradition hat weitaus den Vorrang in der musikalischen Liturgik. Bach und Schütz spielen das Feierevangelium. Kantatengottesdienste (Horn), Abendmusiken, musikalische Vespern im Sinn des verbum cantibile werden veranstaltet. Ausgeprägtes Stilgefühl für protestantische geistliche Musik überwiegt das liturgische Formgefühl. — Daneben die deklamatorische Liturgik. Inhaltlich wird Lyrik, auch neuere, in den Kult gezogen. Die weite Bevorzugung von Feesche erscheint mir als eine unpassende Zubilligung an nicht besten Geschmack der Gemeinde. (Weit besser Gustav Schüler.) Ob solcherlei „Gedichtvorträge" von Flex und aus „Neuland" in den Gottesdienst gehören, ist doch eine sehr kritische Frage. — Formal treten Sprecher und Sprechchöre, Sprech- und Singstimmen auf. Kinder „sagen her", und in den Kindergottesdiensten erhebt sich deklamatorischer Wetteifer. Die anthologische Liturgik und die Programmittel von Sprechchören und Rezitationsdarbietungen bringen leicht die Gefahr theatrischer Wirkung in den Kult. — Zum dritten die dramatische Liturgik, die dialogisierend, darstellend, aufführend Handlung und Anschaulichkeit geben will. Hier hat sich geradezu ein liturgisches Versuchsfeld aufgetan: Eingangszüge, Zwiesprachen, Dramatisierung von Christvespern. Symbolhandlungen. Alles steht stark unter der Idee der aktiven Beteiligung der Gemeinde. Doch ist auch hier infolge rational-programmhafter Leitgedanken im Sinn von Aufführungen das Theatrische nicht vermieden.

Ganz anders und höher, von Girkon und Wallau mit feinem Verständnis und Sinn für kultische Dinge schon in die Sinnproblematik des Liturgischen erhoben, führt sich die theatrische Liturgie ein: das religiöse Spiel in den Krippenspielen, Mysterienspielen, den geistlichen Volksspielen des Mittelalters: Paradeisspiel und Totentanz. Das geistliche Laienspiel soll, liturgisch genommen, im Chor der Kirche kultische Symbolhandlung, darstellender Gemeindekult mit liturgischer Beteiligung der Gemeinde werden. Der Charakter des Gemeindegottesdienstes im Vollsinn wird betont. „Man nehme Wort und Sakrament in ihrer ganzen Auswirkungsmöglichkeit, dann wird auch jederzeit ein religiöses Spiel als feierliche Handlung der Wortverkündigung eingegliedert (!) werden können." Der Bewegung für solche Art darstellender Gottesdienste mit dem Ausdruckswert der rhythmisch streng stilisierten sakralen Bewegung in der architektonischen Harmonisierung der Spiele wird eine Zukunft verheißen.

Doch kommen mir starke kritische Bedenken bestimmter Richtung. Es handelt sich um die Frage: wie weit das geistliche Spiel dieser Art dem Kirchenkult in seinem strengen Sinn von Gott direkt anredendem Gebet und Sakrament als liturgische Symbolhandlung wird eingegliedert werden dürfen. Mir scheint, nein! Einmal, weil im dynamisch-ethisch herben Protestantismus nicht das Spielerische des ludus sacer in seiner strengen Liturgie derweis ausgeweitet werden darf. Hier liegt ein Verständnistor zum Primat des Wortes und allen puritanischen Tendenzen. — Doch wichtiger noch ist das Andere: das geistliche Spiel, wie es hier gepflegt und empfohlen wird, ist nicht ludus sacer im Sinn der liturgischen Symbolhandlung, sondern des Theatrischen. Es ist theatrisches Drama. Zunächst ist uns das geistliche Spiel, das hier vornehmlich gemeint ist, nicht in der Stilform seines liturgischen Ursprungs, sondern als geistliches Laiendrama überkommen. Abgesehen von dieser historischen Reminiszenz aber ist systematisch zu sagen über die Einfügung solches voll abgeschlossenen Dramatisch-Theatrischen in den Gemeindegottesdienst: Die Kultuskunst in Symbolhandlung, Musik, Architektonik und Bild hat den sakralen Intentionen des Kultus zu dienen in Einfügung des Inhalts in den sakralen Gang und Sinn der Liturgie, durch Unterordnung der ästhetischen Form unter den sakralen Inhalt und durch symbolischen Weiterweis der ästhetischen Form auf den eigenen sakralen Sinn dieser Form (die Erhabenheit des liturgischen Stiles als Schema des Heiligen). Das ausgeprägt gestaltete und in sich abgeschlossene geistliche Spiel unterliegt (wie auch längere geistliche Musik im Kult, z. B. die Motetten des Thomanerchors in Leipzig) zu leicht der Versuchung, sich von diesem Dienst zu emanzipieren, zunächst sich aus dem sakralen Gang der Liturgie zu isolieren, den direkten sakralen Sinn des Hymnus, des Gebets, des Sakramentalen zu verlieren, auf sich selbst zu weisen und in sich selbst zu ruhen. Infolgedessen wird es weiterhin auch leichter eigentlich, d. h. ästhetisch, selbstwertig genommen werden. — Ob aber der theatrischen Kunst überhaupt die Gefahr dieser dreifachen Autonomiesucht der Kultuskunst näher liegt als etwa der musikalischen Kunst (Gefahr der ästhetischen Konzertwirkung), — ob sie darum kultisch überhaupt weniger geeignet ist als die musica sacra, diese kritische Frage der Verhältnisbestimmung der Künste zum Kultus sei wenigstens angeregt. Sicher erscheint mir, daß auch die vollausgeprägte Motette und Kantate sich immerhin weniger leicht herauslöst aus Gang und Meinung unseres stark musikalisch bestimmten Gottesdienstes (Choräle, Orgel) als das Drama. Ebenso sicher ein Anderes: die Musik ist weniger irdisch begreiflich-begrifflich gebunden in den Mitteln, abstrakter und irrationaler; sie ist um so leichter

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL

Durchbruchsort des Sakral-Irrationalen. Die theatrische Kunst bleibt rational gebunden: in Wort, Bewegung, geschautem Bild, Darstellern und Gewändern. So wird sie schwerer als Kunstform Symbol und Schema des Transzendenten sein. Doch wirkt sie wiederum durch den hier genauer als in der geistlichen Instrumentalmusik deutlichen sakralen Inhalt um so kräftiger an gegen die Möglichkeit bloß ästhetischen Eindrucks. — Dazu: die Musik durchs Ohr ist aus eben diesen Gründen ein geistigeres Sinnenmittel als das augenhaft greifbare Drama. Die Geistigkeit aber ist ein Wesensmerkmal des protestantischen Kultes, und das Übertönen des Material-Sinnlichen eine Gefahr. — Ferner: die Handlung in dieser Vollform des Theatrischen ist selbst bei sakraler Stilisierung von Ton, Gebärde und Bewegung von dem Persönlich-Subjektiven der Darsteller (Subjekte) nicht in dem Maße zu lösen und zu objektivieren, wie etwa die Musik von dem Persönlichen des Organisten, der in persona ja von der Gemeinde nicht gesehen wird (das schauende Auge geht an dem Subjektiv-Persönlichen schwieriger vorüber als das hörende Ohr), oder wie die gegenüber der farbigeren Modulation des Theatrischen doch einfache, schlichte Textverlesung des Liturgen im objektiv gewohnten liturgischen Gewande.

Und zuletzt: Kult ist nicht Aufführung, sondern lebendiger Ernst in Gebet und Sakrament. Es trägt und behält aber das geistliche Spiel trotz aller Erhobenheit ins Liturgische, trotz seiner liturgischen Sinngebung als Handlung vor Gott, im Grunde den Charakter des Schau-Spielerischen, Nur-Gespielten, Nur-Aufgeführten, eben des Spiels (Verkleidung, nicht liturgische Feierkleidung) im Sinn des Theaters, und im Grunde nicht den Charakter des Real-Ernsten und des unmittelbar Wirklich-Gemeinten in so direktem Sinn wie an Gott gerichtetes Gebet mit den zugehörigen liturgischen Symbolhandlungen, ihn lobender Hymnus und Dank und sein sakramentales verlesenes, gesungenes und gedeutetes Wort.

So gehört das geistliche Spiel, weil es, wenn auch gewiß nicht immer theatralisch, so doch im Grunde theatrisch wirkt, nicht in den strengen Kirchenkult. Wollte man zugeben, daß es freilich liturgisch nicht hineinpasse, daß man es aber an die freipersönliche Stelle der Predigt einfügen könne, gewissermaßen als Feierpredigt, Spielpredigt wie auch geistliche Musik, so erheben sich vielleicht, wenn auch schwächer, die gleichen und andere Bedenken. Richtig ist vielleicht auch, daß die Spielaufführung im Gemeindesaal, im Programm des Gemeindeabends, der sakralen Raumwirkung entbehrt. So mag man sich klar entscheiden, das geistliche Spiel aus dem strengen Kirchenkult im Sinn von Gebet und Sakrament auszuweisen, es dagegen in den Kultraum zuzulassen unter der Idee des Kirchenspiels zu Gottes Ehre bei sorgfältiger Schonung des Tisches des Herrn, soweit es historisch (die Krippenspiele aus der Weihnachtsliturgie) oder ideell (Symbolspiele, biblische Spiele) aus dem Kult heraus erwachsen ist; wie auch das Kirchenkonzert in den Kultraum als musikalische Feier, als Kirchenspiel zu Gottes Ehre wird zugelassen werden müssen, weil es (das Oratorium aus der Kantate) aus Kult und Kultraum heraus erwachsen ist. Man mag jegliche Versuche unterlassen, diese aus dem Liturgischen irgend nun einmal herausgegangenen, nunmehr selbständigen Kirchenspiele zu reliturgisieren durch herumgelegten Gemeindegesang, liturgische Einrahmung oder Ausgestaltung oder durch ihre Eingliederung wieder in den Kult. Man wird der Wesensidee des eigentlichen, strengen Gottesdienstes sonst nicht gerecht. Das Spiel bleibe Spiel, aber unter ausdrücklichem Hinweis und starkem, erzogenem Bewußtsein der Gemeinde und Spieler (Oratoriensolisten, Dirigent, Mysterienspieldarsteller) davon, daß es zwar ein Spiel sei, aber eben ein Spiel zu Gottes Ehre und vor Gott. So gewöhne man sich daran, neben dem wesentlichen Kirchenkult im primären Sinn von Gebet und Sakrament zu erkennen und anzuerkennen das Kirchenspiel (Kirchenkonzert und geistliches Spiel) und es Kultus zu nennen nur in einem weiteren, wohl unterscheidbaren, sekundären Sinn: „zu Gottes Lobe", wie etwa auch die Kirchenstunde: die Bibelstunde, Predigtstunde, Feierstunde einer Gedenkfeier oder eines Feiervortrags. Es ist selbstverständlich, muß aber wohl betont werden, daß nur über irdische Formen von der Menschenseite her die Rede geht. Von Gott her weht der Geist, wo er will.

Zuletzt ist auf dieser Stufe noch der moderne Bilderdienst zu besprechen in der kinematographischen Liturgik (kinematographisch in dem weiteren Sinn, der auch die statische Laterna Magica umfaßt). Es werden Lichtbildergottesdienste geschaffen. (Horn.) Es spielt der Gedanke der liturgisch eingefügten Lichtbilderpredigt. Man will auch die darstellende Kultuskunst, die sonst feststehend bleibt: das Altarbild, nach dem Vorbild der Kirchenmusik beweglich machen und auswechseln. Entlassungsfeiern mit Rembrandtlichtbildern und folgendem Abendmahl der Neukonfirmierten, Abendmahlsfeiern vor dem eingeschalteten „Christus in Emmaus" werden veranstaltet. Das Lichtbild und der Film gehören strikte in den Gemeindesaal. Dort sind sie stilvoll. Für den Kirchenkult (und den Kirchenraum überhaupt) müßte aus liturgischen Stilgründen diesem modernen Bilderdienst ein strenges Bilderverbot wohl folgen! Einmal springt hier das Ludische, das unherb Spielerische des Bilderwechsels in die Augen. Zum Andern: das Konkret-Augenhafte, das viel massiver, faßbarer sinnenfällig wirkt als das Ohrenhaft-Geistige der Musik oder des Wortes, drängt hier zu sehr vor für die schwebende Geistigkeit des protestantischen Gottesdienstes. Zudem verdrängt zu leicht die versucherische Idee des Bilderzeigens und Bilderbetrachtens mit aller Neugier und allen Gedanken von Kino und Theater, von Vortrag, Aufführung und Programm die eigentlich kultischen Gedanken und Ziele. Dann: Die unlebendig materielle, nüchterne, unfeierliche Technik des Scheinwerfers widerschreit dem liturgischen Stilgefühl ebenso wie Papierblumen und elektrische Kerzen auf dem Altar, wie etwa Chordrehbühnen oder Grammophon-Vorträge von Chormusiken es tun würden. Fünftens: Das Blitz um Blitz Sensationelle, Effekthaschende der technischen Fertigkeit in seiner unorganischen Plötzlichkeit wirkt unliturgisch im Gang des sinnhaft organisch aufsteigenden, organisch aufgewachsenen Kultus. Es wirkt nicht natürlich gegeben und erwachsen, sondern unnatürlich, gekünstelt, gemacht. Demgemäß verführt auch diese technische Möglichkeit zum rationalen Berechnen und Erklügeln solcher Lichteffekte, statt daß der Liturg sich dem gewachsenen, wesensmäßig aufsteigenden Gottesdienst mehr gefühlsmäßig hingeben würde. Und zugleich ist mit diesem Zug zum Rationalismus solch pointierter Art meist siamesisch-zwillinghaft verbunden der Zug zum Rührenden, zum Gefühlsberechnenden, die Sentimentalität. Achtens aber bringt die Lichtbilderliturgik durch die geräuschvolle technische Machination, das Bedienen und Knistern des Apparates, das Besorgen des Schirmes am Altar und schon durch das bloße Wissen der Gemeinde um die dauernde, wenn auch noch so leise technische Handhabung, wie eben auch seelisch durch die Folge der vielen Bilder Unruhe statt andächtiger Ruhe, Zerstreuung statt kultischer Sammlung. Die Analogie zur Musik paßt nicht. Die Musik verlangt wesensmäßig Wechsel der Töne und ist so auch dem Auswechseln leichter zugänglich; das Bild verlangt wesensmäßig Bestand zu kontemplativer Betrachtung. Ferner: Gerade der Altar, das feste Lokalsymbol der Gebetsrichtung und des Sakramentalen (Tisch des Herrn, Abendmahl), auf dem man den Bildschirm aufstellt und die Bilder zeigt, ist empfindlich gegen derartig spielende totale Veränderungen. Und last not least: Raum, Architektur und Innenausgestaltung des Baus mit Altar, Kruzifix, Altarbild und Chormalerei sind über-

haupt die konstitutiven Merkmale der Identifikation des Gotteshauses mit ihm selber, die festen Wiedererkennungszeichen dessen, was fest und objektiv da sein soll: der bleibenden Kirche. Sie sind objektiv, beständig und der Veränderung, dem Wechsel zu entziehen in ihrem architektonischen Festbestand.

3. Die Kultreformrichtung des breiten Feierns

Der Drang zum Feiern schwillt aus dem geschilderten Programmhaften reichen kultischen Feierns leicht über die nicht bewußt gefühlten oder beachteten Stilgrenzen des Kultus hinaus in die Breite. Es entsteht eine nivellierte weite Ausdehnungsfläche für den sich auswirkenden Feiertrieb; denn man will auch im übrigen Gemeindeleben unter Zurückdrängung rationaler Methoden feiern: Herz und Gemüt, Anschauung, Sammlung und Gemeinschaft sind Leitpunkte neuen Lebensgefühls. Zwischen Kirchenkult, Kirchenspiel und Kirchenstunde wird kaum geschieden, weil der weitgefaßte Zielpunkt: Zur Ehre Gottes und zum Heil der Gemeinde! und das Losungswort vom „Singen und Klingen des Evangeliums" die scharfen feineren Grenzen zu leicht verwischt. Vesper, Abendandacht und Gemeindeabend gehen ineinander über. Das „Programm" des Kultus, der ja das Zentrum des Feierns bleibt, wird in die Breite ausgeweitet, indem Feierstücke aus Gemeindeabenden hineingenommen werden oder indem man das Gemeindeabendmäßige förmlich zum Kultus erhebt. Bewußt arbeitet hier z. B. Kirchner. Er empfiehlt das Ineinander von Kultfeier und „gemüt"lichem Gemeindeabend und zwar mehr aus Tugend als aus Not. Mit dem kräftigen Temperatureinschlag des Gemütvollen, Familiären, auch mit Pausen und gemeindeabendmäßigen Darbietungen soll der Kult bereichert werden. So tritt eine ausgedehnte Verfeierlichung des ganzen Gemeindelebens ein durch dieses quantitative Überquellen des breiten Feierns über den Kult hinaus, gewissermaßen in konzentrischen Breitenkreisen vom Kulte weg und um den Kult herum.

Zunächst in dieser Richtung des breiten Feierns der kultische Breitenkreis. Es entsteht eine breite kultische Umfassung des gesamten Lebens. Örtlich spezialisiert sich der Kult über das Gotteshaus hinaus (Turmmusik) zu Waldgottesdiensten und zu dem schönen Brauch der Hausgottesdienste; förmlich in die Menge der Nebengottesdienste und Andachten; inhaltlich nach kultfestlichen Anlässen (z. B. Glockenweihe). Dann eine Mannigfaltigkeit der gottesdienstlichen Themen (Heimatgottesdienste) und eine breite Mannigfaltigkeit der gottesdienstlichen Formen nach der Art des zu weihenden, zu feiernden, zu durchdringenden Lebens. (Jugendgottesdienste, Schuljugendmorgenfeiern, Einleitungsgottesdienste bei weltlichen Festen usw.) Dazu wird alle Art von Gemeindeleben (z. B. Gemeindeversammlung mit Geschäftsberichten) in kultische Feier geformt. Und zuletzt jene bewußte elastische Ausweitung des Kultus ins Familienabendmäßige.

Wir treten damit schon über in den anliegenden konzentrischen kirchlich-festlichen Breitenkreis: kirchliche Nachfeiern, Gemeindefeste, Familienabende mit Schaustücken und guten Filmen, ländliche Sommerfeste, Dorfkirchentage, Kirchweihfeste, Bibelabende mit künstlerischen Rezitationen, Weihestunden und geistliche Musik, auch in Hausfeierstunden. Das Röthigsche Soloquartett für Kirchengesang „will dem deutschen Volk die Evangelien singen", drängt aber mit Programm und seinen Erläuterungen stark aus dem Stil von Vesper und Kirchenspiel in die Richtung von kirchenmusikalischer Gemeindeerziehung. Ebenso geht Goehlings Wartburggilde auf Fahrt mit einer Auslese deutscher christlicher Kunst in Musik, Wort und Lichtbild für Feierstunden. Hierhin gehört das ganze kirchlich gemeindliche Leben, das feiert im Laienspiel, in Märchenspielen und Freilichtspielen (Treblin). Der Spielpastor Fritz Jahn hat die alten deutschen Familienspiele wiederentdeckt in deutlichem Gefühl für den „entspannenden" Selbstwert von Spiel und Feier.

Es liegt nun schon im Sinn des volksmissionarischen Charakters der Volkskirche überhaupt, wenn hier die Bahnen weiterführen in den kirchlich-wirksamen Breitenkreis des Feierns. Die erziehlich erhebenden Kräfte jeden Feierns werden stark rege gemacht. Alle Art der wirksamen, d. h. der werbenden Arbeit geschieht mit durch Feier, auf dem Wege über Herz und Gemüt durch die Anschauung. Das Feiern wird evangelistisch zur kirchlichen Wiedereroberung der Volksseele und zur Christianisierung der Gegenwart, sei es nur zur christlichen Veredelung der Muße. Das geht von den Werbefesten für die Gustav Adolf-Sache, den Evangelischen Bund, die Innere und Äußere Mission bis hin zur Verbreitung der christlichen literarischen und musikalischen Bildung, ja bis zur Parole: Evangelisches Lichtbild, Evangelischer Film, Evangelischer Rundfunk.

Dieser weltoffene und welterobernde Breitendrang führt zuletzt in den kulturell-wirksamen Breitenkreis. Man pflegt nicht schlechthin religiös, sondern einfach kulturell bestimmte gute Musik und Literatur in Vorlesestunden und Rezitationsabenden von Vortragskünstlern. Man pflegt das Volkstum als das Stoffelement deutschen Christentums in Heimatspielen, Märchenerzählen, Volkstänzen und Volksliederabenden. Ja man löst die schwere Frage der Eindeutschung des Christentums und der Christianisierung des Deutschtums naiv-kurzschließend in den Fußtapfen traditionellen Staatskirchentums im Sinn der Identifikation von Christentum und Nationalismus und wetteifert mit vaterländischen Verbänden in „Deutschen Abenden". Hier ist manches nicht nur ästhetisch geschmacklos, nicht nur unecht und irrealistisch im Sinn des Wahrheits- und Wirklichkeitsgefühls, sondern eben politisch tendenziös. Wie viel tiefer ist dagegen doch in Volkslied und Märchen das Volkstum gepflegt!

Dies in die Breite ergossene Feiern der Kirche trägt inhaltlich die Gefahren in sich: einmal, verklärende Weihereligion zu fördern statt mit der Schwertesschärfe der Metanoia das Leben zu durchdringen. Zum zweiten: in der feiernden Absolutsetzung von Kulturidealen und Kulturzuständen Weltkritik und Freiheit von der Welt verlieren zu lassen in bestimmter Weltgebundenheit. Zuletzt: die eigenen Kräfte und auch die Kräfte des Feierns, die doch zuerst dem Gottesdienst gebühren, statt mächtig zu sammeln, in die Breite zu zerstreuen. Über dies Letzte hinaus das Bedenken der Form gegenüber: daß die Zerstreuung in die Breite eben die Verwischung der Gottesdienstgrenzen und den Mangel an kultischem Sinn und Stilgefühl zu leicht nur fördert.

4. Die Kultreformrichtung des liturgisch-sakramentalen Feierns

Notwendig ist es, aus der Richtung ins reiche und breite Feiern programmhafter Art hinaufzukommen in die Kultreformrichtung des liturgisch-sakramentalen Feierns, zu qualitativer Höhersteigerung des Feierns im Sinne kultisch sinnhaften Ausdrucks. Diese Linien, die sich lebendig durch alle Kultreformbewegung mit oft noch so dünnen Fäden hindurchziehen, sind in der Analyse als die wichtigen und zukunftsvollen zu betrachten. Nie ganz verloren gegangen, ist das kultische Sinn- und Stilgefühl wieder stärker und in manchen Bewegungen besonders stark erwacht, zunächst oft genug nur als unbewußt angewandtes und oft noch instinktiv tastendes Leitprinzip: das Sensorium für Altar und die Wendung ad altare, für Anbetung, Altargesang, Chorgesang, Psalmodie, Litanei und Stillgebet, für die Symbolik von Knien und Händefalten, Kirchenfarben und

Altarkerzen, für die Gebetsglocke, für das Haus Gottes, für Objektivierung in festen Formen und für liturgische Tradition. Für Abdämpfung grellen Lichts, für kultische Sinngebung geistlicher Musik, für den Vorrang der Liturgie vor der Predigt, für Ruhe, Feierlichkeit und Würde, für das langsam Feierliche der liturgischen Gehabung.

Hieraus aber erwächst die bewußte kultische Sinnproblematik und Sinngestaltung des Feierns. Theoretik und Ästhetik des Kultus wird getrieben. Irgend ist das Sakramentale, die Nähe Gottes und der Verkehr mit ihm, Sinn und Wesen des Kultus der feiernden Gemeinde. Daraus versteht sich der innere Stil der Liturgie: erhobene Feierlichkeit und Überpersönlichkeit eigener Art, das Symbol als überindividuelle Bildgestalt. Die sonntägliche Abkündigung wird erweitert zum feierlichen Gemeindeamt im Altar- oder Kapellenraum. Große organische Teilung wird versucht: Eingang, Vorhof, Verkündigung, Heiligtum, Ausklang (Zeuschner). Die Polarität von Erbauung und Anbetung wird unterschieden. Der sakramentale Höhepunkt wird in der Predigt für das Moment der Erbauung und für den Predigtgottesdienst, im Vaterunser für das Moment der Anbetung und den Typus des Anbetungsgottesdienstes überhaupt gefunden. Der kultische Sinn für den sakralen Raum wird geklärt.

Unter den bedeutenderen Richtungen des liturgisch-sakramentalen Feierns ist nur beiläufig erwähnt die hochkirchliche Bewegung. Diese pflegt katholische Traditionen stark objektiv institutionellen Vollzugs des eucharistischen Sakraments in liturgisch ästhetischer Monumentalität. Nicht zu Worte kommt hier natürlich die Christengemeinschaft, die ebenfalls in deutlichem, im Sprachschatz zu sehr modernisierendem Anschluß an das katholische Meßschema ihre mysterienhaft geheime, objektive, sakral stilisierte Menschenweihehandlung auf dem Grunde kosmisch-naturphilosophisch-mystischer Zusammenhänge sakramental vollführt als kultisches Tatchristentum. Dagegen hält Friedrich Heiler, der seltsamerweise auch fehlt, aus bestimmter Kontrasttypik konvertierter Art und doch zugleich mit deren synthetischem Vermögen, aus mitgebrachtem Stilgefühl und mit kontemplativer Erbaulichkeit seine bekannten innigen Abendandachten im Marburger „Michelchen", ohne bewußte Betonung von Reformversuchen. Das Vaterunser der evangelischen Gemeinde ist der sakramentale Gipfelpunkt. Stärker und reicher kommt jedoch zu Wort und Auswirkung Rudolf Otto und seine Schule mit seiner mystischen Vertiefung, d. h. Irrationalisierung, feierlichen liturgischen Stilgebung und sorgfältigem kultischen Aufbau des Gottesdienstes. Daß sein evangelisch geistiges Quasisakrament des Schweigens christuslos sei, wie Schian vorwirft, vermag ich nicht einzusehen, solange dessen Höhepunkt das dargebrachte Gebet des Herren ist. Mit kultiviertem liturgischen Sinn und klarster theoretischer liturgischer Erfassung ist sein Wesensschema des Gottesdienstes entworfen. Außerordentlich stark und konsequent wird das evangelische Laienpriestertum der feiernden Gemeinde betont, nicht nur im liturgischen Diakonat, sondern vor allem im neuerweckten Chorsprechen der aktiven Gemeinde: gemeinsam das Vaterunser, wechselweise Psalmstücke und Litaneien. Das als Common prayer: gemeinsames Gebet. Gegen das Chorsprechen, das heute noch in protestantischen Gemeinden Amerikas geübt wird, könnten sich freilich manche Bedenken erheben. Es kann einmal die gesammelte innere Kraft zum Teil abbrauchen für das Hersagen, das sicher Übung und Konzentration auf das äußere rhythmische Im-Schritt-Bleiben mit dem Chorus der Gemeinde erfordert. Es kann gewiß von hier aus weiter-verführen von der Beachtung zur Beobachtung, vom bewußten Reden bis zur bewußten Selbstbeobachtung im Gebete selber, wo eben neben der einfachen seelischen Hingabe die Achtgabe auf das rhythmische Schritthalten zunächst mindestens rein technisch da sein muß. Ja, es kann auch weiter-verleiten in anderer Richtung, ganz gewiß, in Gefahren aller Art selbstgefällig „schönen" Deklamierens. Man könnte mit manchem Recht sich sicherlich fragen, ob nicht der alte Brauch des Sprechgesangs, der Psalmodie, den übrigens Otto ebenso für wünschenswert hält, wie der Gesang überhaupt die rein technisch natürlicher und elementarer gegebene und all diesen Gefahren weit geringer ausgesetzte Gemeinschaftsform des Gebetes ist. Doch hat vielleicht das Chorsprechen *) auf der Gegenschale seine seltsam schlichte und herbe rhythmische Feierlichkeit: als eine Art puritanischer Psalmodie. Vielleicht nimmt Jugend und Jugendbewegung solcherlei Anregung tatkräftig auf. Die Schwierigkeiten bei dem empirischen Stand der Gemeinden dürften nicht verkannt werden. Daß eine ecclesiola liturgica Psalmodie und Chorsprechen vorher eifrig übe (Schulen, Konfirmanden!), ist notwendig. Daß aber diese Kultmittel unsern Gottesdienst nicht seines evangelischen Choralgesangs berauben, sondern ihn vielmehr nur über diesen selbst hinaus bereichern wollen, ist selbstverständlich.

New York Werner Petersmann-Borsdorff

Immer noch Johannes Müller?

Man ist sich unter den Sachverständigen nachgerade einig darüber, daß Johannes Müller uns nichts Wesentliches, vor allem nichts Neues mehr zu sagen hat. Was an seinen Forderungen und Erkenntnissen wertvoll war, ist längst Allgemeingut geworden, Anderes bei weitem überholt. Die geistig Lebendigen unter den jüngeren Theologen gehen mit Karl Barth oder mit Rittelmeyer, mit der Jugendbewegung oder dem Neupietismus. Wenn Johannes Müller in Elmau eine Jungpfarrerfreizeit abhält, so kommen ein paar Außenseiter, aus ganz Bayern nicht einer, ein Zeichen, wie er in dem Land seiner Wirksamkeit von der Zunft heute eingeschätzt wird: sexagenarios de ponte! Nein, man gönnt ihm wohl den Feierabend, den Herbst des Lebens; doch der Frühling ist längst dahin, und auch die Ernte ist eingebracht.

Vielleicht wäre es aber doch möglich, daß in dem Weinberg, in dem einst ein fröhliches Volk sich labte und tummelte, ein paar Trauben hängen geblieben wären, von den „Arbeitern im Weinberg" nicht beachtet, von der Herbstsonne zu einer eigenartig herben Süßigkeit gereift, eine froh begrüßte Erquickung für einsame Wanderer und spielende Kinder. Unter den Lesern dieser Blätter waren wohl immer solche, die etwas von der Art des einsamen Wanderers an sich hatten, die nicht gerne mit dem großen Troß zogen, waren auch immer etliche Kinderseelen mit Kinderaugen. Sie seien hingewiesen auf die beiden Hefte der Grünen Blätter Johannes Müllers: „Jesus, wie ich ihn sehe" und „Der Weg in das Reich Gottes".

Die beiden Hefte sind je für sich ein Ganzes, bilden aber doch offenkundig zusammen eine unlösbare Einheit. Manche Bedenken gegen das erste werden sich zerstreuen für den, der aus dem zweiten erkennt, worauf es Müller eigentlich ankommt. Es ist nicht seine Aufgabe, die neuesten Ergebnisse der Leben-Jesu-Forschung oder der Literar- und Stilkritik seinen Lesern vorzusetzen. Manches klingt merkwürdig unkritisch, fast naiv, so als seien für Müller die Evangelien, jedenfalls die synoptischen, protokollarische Berichte über die Wirksamkeit Jesu. Dann wieder ist man überrascht, zwischen den Zeilen zu spüren, wie dieser „unwissenschaftliche Mensch" mit sicherem Instinkt Wesentliches moderner Forschung und Problemstellung erfaßt, bejahend oder ablehnend.

*) **Chorgebete für Kirche, Schule und Haus.** Hannover, Engelhard u. Co. (jetzt Gießen, Töpelmann) 1924. 0.70 M.

Aber diese Fragen sind für Müller Nebensachen. Ihm liegt daran, einmal zu wagen, was er zuvor so nie gewagt hat: sich selbst und seinen Lesern im Zusammenhang Rechenschaft darüber abzulegen, wie er die Wirklichkeit sieht, die in seinem Leben die große Entscheidung bedeutete. Es gibt kaum einen törichteren Einwand als den, Müller sehe hier sich selbst in Jesus hinein, finde im Neuen Testament nur seine eigenen Gedanken und Meinungen wieder. Es liegt ihm überhaupt nicht an seinen Gedanken und Meinungen. Er hat zeitlebens einzig um die Wirklichkeit, die Sache gerungen, von der jene alten Dokumente zeugen, um deren kritische Untersuchung die Forschung mit ihren Mitteln sich müht. Er empfände es als Verführung, als menschlichen Vorwitz und Gotteslästerung, seine Meinung Anderen aufdrängen zu wollen. Sie an die Wirklichkeit heranzuführen, ist der Zweck dieser ganz schlichten und eben in ihrer Schlichtheit und Einfalt erschütternden Bekenntnisse, die nichts weniger als sensationell, geistreich sind, die zünftige Theologen langweilig und rückständig finden mögen, die aber manchem „unmündigen" suchenden Menschen etwas offenbaren werden von der Wirklichkeit des Sohns, den Niemand kennt als der, dem es geoffenbart ist.

Es ist freilich richtig: die Mittel für die Zeichnung der Gestalt Jesu bei Müller sind hin und wieder die einer psychologisierenden Periode, die wohl hinter uns liegt. Aber wird zu irgendeiner Zeit der, der von Jesu Gestalt, von dem Gotteswunder, das in ihm erschienen, einen Eindruck hat, etwas Anderes tun können als stammelnd auf den „Goldgrund" dieses Lebens hindeuten? Alles romantische Rationalisieren und Psychologisieren, das Müller von unbedachten Kritikern vorgeworfen wird, ist verneint durch Sätze wie diese, die Müllers Grundhaltung jenen Versuchen einer in der Tat versunkenen Zeit gegenüber klar zum Ausdruck bringen:

Es war ein Wunder, wenn Jemand an ihm etwas von Gott persönlich erfuhr, und dann geschah es nicht durch, sondern trotz dem Eindruck seiner Person. Es wurde nicht anschaulich, moralisch, ästhetisch durch seine Erscheinung vermittelt, sondern die Menschen wurden von Gott selbst im Innersten berührt.... Das Geheimnis Jesu ging also selbst seinen Jüngern nicht durch den Eindruck seiner Persönlichkeit auf, sondern nur durch die direkte Offenbarung Gottes. Es war in ihm nicht menschlich sichtbar. Es verhielt sich damit genau so wie mit dem Vernehmen des Wortes von Gott. —

Ist Müllers Blick schon in diesem Heft immer ganz auf die Sache gerichtet, die Wirklichkeit, um die es geht, so stößt er vollends ins Zentrale vor in dem zweiten Heft vom Reich Gottes.

Auch hier sind Einflüsse neuester Theologie auf Müllers Ausdrucksweise unverkennbar. Aber viel auffallender ist ein Anderes. Hier steht so wuchtig und klar wie in kaum einem anderen theologischen Werk aus neuerer Zeit die paulinisch-lutherische Botschaft von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben vor uns, von der Gnade, die dem Sünder geschenkt wird. In neuen Worten und Bildern, ganz in der Sprache unserer Zeit redet Müller von dieser alten, ewigen Wahrheit, und wo er die alten Worte gebraucht, da leuchten sie auf in lebendiger Glut. Es gibt kaum einen groteskeren Vorwurf gegen Müller als den, er predige die Selbsterlösung. Wenn Müller einen Kampf ganz zäh und konsequent geführt hat, wenn er ihn hier mit bisher kaum erreichter Klarheit und Eindringlichkeit führt, dann ist es der gegen den Wahn der Selbsterlösung, die gerade vom üblichen Christentum, auch vom Pietismus mit seiner Empfehlung von sittlichen Anstrengungen und religiösen Übungen gelehrt wird. Wie Müller in dem Abschnitt vom Kampf gegen die Sünde die Erlösung, die durch Gottes Wirken an dem glaubenden Menschen sich vollzieht, der moralischen Bemühung dessen gegenüberstellt, der das Böse aus eigener Kraft zu überwinden sucht, es aber dadurch nur nach innen drängt und verschlimmert, oder dem Wahn gottähnlichen Lebens zum Opfer fällt, der Ursünde des Menschen — das verrät nicht nur den tiefblickenden Psychologen und den Seelsorger, der über eine reiche Erfahrung verfügt, sondern mehr noch den Gottesknecht, der nicht mit theologischen Begriffen jongliert, dem es vielmehr geschenkt ist, zu zeugen von der verborgenen Wahrheit und Kraft, die sich ihm in Kämpfen und Leiden offenbarte.

Geradezu frevelhaft wirkt demgegenüber der oft, selbst aus dem Mund „alter Elmauer" gehörte Einwand, das Leben in Müllers Kreis, auch sein eigenes Tun entspreche eben so gar nicht „den hohen Idealen, die er predige": Ehrlicher, unerbittlicher, als es hier geschehen, kann man es nimmer aussprechen, daß der Weg der Reichsgenossen nicht der dauernder Selbstvervollkommnung, sondern endlosen Versagens und Verzagens, Gerichtet- und Gerettetwerdens ist:

Die Form des Lebens aus Gott verleugnet immer den Ursprung aus Gott, weil sie unsere Art an sich trägt. Es geht soviel daneben, verloren, wirkt nicht und verwelkt in unseren Händen, als ob das von Gott Gegebene in unserer Leere und Nichtigkeit unterginge, und nur unser Unvermögen spräche, handelte, gestaltete.... Gerade das ist der Erweis Gottes, daß seine Offenbarungen und Schöpfungen nicht aus seinen Organen und Werkzeugen und dem, was diese sind und tun, hervorgehen, sondern verborgen in menschlicher Unzulänglichkeit und Mißgestalt wie unter einer nach menschlicher Vernunft völlig verhüllenden und erstickenden Decke ins Leben treten und Frucht schaffen.

Es ist zuzugeben: Müller hat früher oft nicht so klar gesprochen, hat Ausdrücke gebraucht, die mißverständlich waren, als meine er doch, eine Technik des Lebens, einen direkten, lehrbaren und gangbaren Weg ins hier auf Erden zu verwirklichende Reich Gottes zu kennen. Hier redet er mit ergreifender Klarheit und schlichter Sachlichkeit von dem einzigen Weg, der ins Reich Gottes führt, dem des Sterbens und Auferstehens.

Es ist mir in lebendiger Erinnerung, wie Wilhelm Herrmann in einer Vorlesung von Johannes Müllers Buch „Die Hemmungen des Lebens" sagte, es sei das beste Buch, das der christlichen Gemeinde seit der Apostelzeit geschenkt worden sei. Ohne daß wir uns hinter noch so verehrungswürdige Autoritäten verstecken wollten, scheint mir ein solches Wort doch zu genügen, um einen Mann wie Müller weit außerhalb der Reichweite der leichten Feldkanonen seiner alten und neuen, positiven und radikalen theologischen Kritiker zu stellen. Und wir glauben sagen zu dürfen: Hier ist mehr als „Die Hemmungen des Lebens". Hier sprudeln Quellen des Lebens aus verborgenen Tiefen. Es mag Manchen geben, der begrifflich schärfer zu formulieren versteht — Theoretiker ist Müller nie gewesen. Aber wie groß die Gefahr für diese Theoretiker ist, daß die große Kunst sie rasend macht, blind für die Wirklichkeit des Lebens, das zeigt die Entwicklung neuester theologischer Gruppen nur allzu deutlich. So war es ein glücklicher Gedanke der Berliner theologischen Fakultät, Müller gerade zum Reformationsjubiläum die Würde eines Dr. theol. zu verleihen. Aber Kirche und Theologie sind ihm noch einen anderen, viel schlichteren, größeren Dank schuldig: daß sie ihn immer noch, nein jetzt erst recht mit ganzer Aufgeschlossenheit hören. Ob nicht von Müller mehr als von vielen heute hoch gerühmten Größen das tief ernste warnende und beseligende Wort gilt: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich"?

Reutlingen Rudolf Daur

Die preußische Generalsynode

2. Der Kampf um den Bischof

Zum wichtigsten Gegenstand wuchs sich die Bischofsfrage aus. Dabei war die Tagung als rein geschäftliche angekündet. Normaler Weise brauchte man mit neuen Kirchengesetzen nicht zu rechnen. Für solche bleibt die sorgfältige Vorarbeit durch den Kirchensenat erwünscht. Im-

provisierte Gesetzmacherei ist für kirchliche Parlamente bei ihren kurzen Tagungen noch weniger erstrebenswert als für die staatlichen. Über solche Bedenken wäre der Enthusiasmus mancher Bischofsfreunde aber schier hinweggegangen.

Über den Wunsch nach Einführung des Bischofstitels, den mit etwa 4/5 Mehrheit die Brandenburger Provinzialsynode geäußert hatte, hat Superintendent Schowalter in voriger Nummer unter Zurückgreifen auf die Debatte der Verfassunggebenden Versammlung berichtet. Ich ergänze seine dankenswerten Ausführungen für die Generalsynode. Ähnlich hatten sich auch die Provinzial-Synoden Pommerns und Schlesiens gestellt. Von jener hieß es allerdings, daß die Bischofsfreunde nur einen Überraschungssieg errungen hätten. Auch in der Grenzmark seien starke Widerstände, so hieß es, vorhanden. Andere Provinzial-Synoden, z. B. die sächsische, hatten ähnliche Anträge ohne selbst Stellung dazu zu nehmen, der Generalsynode als Material überwiesen, freilich nicht in der Erwartung, daß ohne Möglichkeit für sie, zu einem konkreten Gesetzentwurf Stellung zu nehmen, alsbald darüber befunden würde. Die Evangelisch-Lutherische (konfessionelle) Gruppe beantragte aber in der Generalsynode, kurzerhand allen Generalsuperintendenten den Titel Bischof zu verleihen. Ein Antrag Deißmann wollte wenigstens den Provinzial-Kirchenräten ein nicht klar umgrenztes, mindestens aufschiebendes Vetorecht dagegen zugestehen. Ein Antrag von Gersdorff (Präses der Brandenburgischen Provinzialsynode) wollte zugleich die Superintendenten Pröpste genannt wissen.

Über diese Anträge hatte der Verfassungsausschuß von 30 Mitgliedern vor der ersten Lesung zu beraten. Es geschah in zwei mehrstündigen Sitzungen. Alle je angeführten Gründe für und wider und einige neue wurden erörtert. Nicht nur aus dem reformierten Westen, auch aus Mitteldeutschland und dem Osten kamen schwere Bedenken gegen die damit notwendigerweise eingeleitete Verstärkung des episkopalen Elementes. Schlagend wurde nachgewiesen, daß eine einfache Umbenennung aller Generalsuperintendenten schon mit Rücksicht auf den Westen unmöglich, seine Heraushebung aus der Neuordnung nicht ganz leicht zu formulieren, eine generelle Überlassung der Entscheidung an die Provinzial-Instanzen — sollten es die Synoden oder Provinzial-Kirchenräte sein? — auch nicht ohne Bedenken, eine Einbeziehung mindestens des geistlichen Vizepräsidenten des EOKR in die Reihen der Bischöfe unumgänglich sei. Das alles ließ einer allerdings knappen Majorität des Ausschusses die Frage als nicht spruchreif erscheinen. Auf Anregung eines pommerschen Synodalen richtete man den Antrag an die Vollversammlung, von einer Erörterung der Bischofsfrage abzusehn und die Beschlußfassung einer der nächsten Tagungen vorzubehalten.

Es gab gleichwohl eine Erörterung im Plenum, und zwar eine ausgiebige von etwa fünf Stunden eben über diesen Antrag. Bei der Abstimmung über ihn erklärte der Präses, er sei mit den beiden Schriftführern überzeugt, die Mehrheit sei für die Vertagung. Nur aus Vorsicht wurde durch Auszählung abgestimmt.

Und siehe da — mit Stimmengleichheit wurde der Antrag abgelehnt. Offenbar hatten sich noch Reserven der Bischofsfreunde eingefunden. Darauf wurde in der allgemeinen Verblüffung — sonst hätte auch dieser Antrag wohl das gleiche Schicksal erlitten — mit einer nicht näher festgestellten Mehrheit in erster Lesung der Antrag der Konfessionellen Gruppe mit dem Zusatz Deißmann angenommen und erneut dem Verfassungsausschuß zur näheren Durchberatung überwiesen. Hier wurde als Amtsbezeichnung der Titel „Evangelischer Bischof" bestimmt und der generelle Vorbehalt zu Gunsten der Provinzial-Instanzen auf die beiden Westprovinzen durch folgenden Satz eingeschränkt:

Die Provinz Westfalen und die Rheinprovinz bleiben von der Bestimmung des § 1 dieses Gesetzes (Einführung der Amtsbezeichnung „Evangelischer Bischof") zunächst ausgenommen. Sie wird in diesen Kirchenprovinzen durch eine Verordnung des Kirchensenats in Kraft gesetzt, wenn die zuständige Provinzialsynode der Einführung der neuen Amtsbezeichnung zugestimmt hat.

Dazu wurden bemerkenswerter Weise folgende Entschließungen zur Annahme empfohlen:

1. Die Generalsynode ersucht den Kirchensenat, ihr bei ihrer nächsten Tagung einen Gesetzentwurf über die Regelung der Amtsbezeichnung des geistlichen Vizepräsidenten des EOKR vorzulegen.

2. Indem die Generalsynode dem Kirchengesetz über die Einführung der Amtsbezeichnung evangelischer Bischof zustimmt, erklärt sie ausdrücklich, daß mit der Einführung der neuen Amtsbezeichnung keine Änderung in der verfassungsmäßigen Abgrenzung der Zuständigkeiten der Bischöfe gegenüber den anderen Organen der Kirche angestrebt wird.

Zugleich war bei Beginn der zweiten Lesung von anderer Seite beantragt, sämtlichen Provinzen die für Rheinland-Westfalen vorgesehene Sicherung zu gewähren. Nicht zu Unrecht; haben sie sich doch in dieser wichtigen Sache noch nicht alle äußern können.

Aber zu einer sachlichen Entscheidung kam es nicht. Der ganze Verlauf hatte mindestens auf einen Teil der Bischofsfreunde den Eindruck gemacht, daß auch für sie eine Entscheidung für den Bischof, die als eine zufällige anzusehen wäre, keine tragfähige Grundlage für die künftige Tätigkeit der Bischöfe bedeutete. Man hätte eben von vornherein besser getan, sie nicht durch die Verfassung der Erledigung mit einfacher Mehrheit preiszugeben. So wurde der weiteren Erörterung durch eine von D. Preiser, dem Führer der Evangelischen Vereinigung, eingebrachte und mit starker Mehrheit angenommene Entschließung ein Ende gemacht. Darin fordert die Generalsynode den Kirchen-Senat auf, nach Anhörung der Provinzial-Kirchenräte, ihr bei der nächsten Tagung ein Gesetz über die Amtsbezeichnung des geistlichen Vizepräsidenten, der Generalsuperintendenten und der Superintendenten vorzulegen. Wohlgemerkt, der Bischofsname kommt darin nicht vor. Der Kirchen-Senat hat formal freie Hand in der Auswahl der neuen Namen. Tatsächlich beruht ein Teil der Bischofsfreundschaft auf Abneigung gegen das Wort Generalsuperintendent. Eine zugkräftige andere Bezeichnung würde der Bischofsbewegung Eintrag tun. Aber wenn die Stimmung der Bischofsgegner sich nicht viel stärker als bisher in der Öffentlichkeit und auf den Synoden äußert, steht tatsächlich der Bischof nicht nur vor der Tür, sondern mit einem Fuß schon über der Schwelle. Gewiß aber ist, daß, wenn er kommt, er den Landesbischof gleich mitbringt.

Absichtlich ist der Gang der Verhandlungen mit seinem an Überraschungen reichen Hin und Her ausführlich geschildert. Er zeigt, daß die Bischofsfreunde keineswegs in erdrückender Mehrheit sind oder einig, geschlossen und klar über die Frage nach allen ihren Seiten und Folgen denken.

Einiges noch aus dem Inhalt der Aussprache. Er wandelte sich etwas im Ausschuß und der Vollversammlung auf Seiten der Bischofsfreunde. Solch hoffnungsvolle Töne, wie auf der Verfassunggebenden Kirchen-Versammlung (s. Schowalter), wurden immer weniger laut. Sprach man zuerst noch von den „Autoritätszentren", die damit geschaffen würden, so wurde es mehr und mehr der Name, die würdigere Amtsbezeichnung, mit ihrem Eindruck auf den Staat, die Öffentlichkeit, die Gemeinden, die Jugend, gegenüber dem häßlichen und unvolkstümlichen „Generalsuperintendent". Auch auf das Beispiel des Auslandes wurde allmählich weniger hingewiesen. Sehr energisch wurde betont, daß unter den hervorragenden ausländischen Kirchenführern auch Nicht-Bischöfe gewesen seien.

Wirklich, man kann ein guter Freund der Stockholmer Konferenz sein: aber daß wir der Mißverständnisse des Auslandes wegen uns die Bischofsmütze zulegen müßten, ist nicht einzusehen. Selbst Siegmund-Schultze klagt in seinem Bericht (Eiche XIII, Nr. 4, S. 366) schon jetzt über die übergroße und hinderliche Fülle des Kirchenfürstentums. Sollen wir das noch vermehren?

So schien mir in Bezug auf die Motive seiner Einführung der Bischof sichtlich abzumagern. Er nahm an Gewicht ab und gewann ein ganz harmloses Aussehen. Soweit das bischöfliche Amt wünschenswert sei, habe man es ja schon. Nun fehle nur noch der dazu gehörige Name. Man berief sich dabei auf einen mir weiter nicht bekannten Aufsatz des Göttinger Kirchenrechtslehrers Schön*), der auch die altpreußische Kirche schon jetzt dem bischöflichen Typ zurechne.

Der episkopale Faktor bleibt — allen guten Willen der Befürworter, ihn mit dem konsistorialen und synodalen sorgfältig auszuwiegen, in Ehren — eine akute Gefahr. Es gibt eine gewisse und ganz zielbewußte Strömung, das persönliche Element zu stärken. Das kollegiale System müsse durch die Führerpersönlichkeit ergänzt werden, heißt es dort. Jede Ergänzung ist aber in der Struktur eines Verfassungskörpers, wie ihn die Kirche hat, auch eine Einschränkung und Verdrängung, und träfe natürlich auch das synodale Element. Es scheint mir keine Frage, daß dabei ausgesprochen oder unausgesprochen an die beamteten geistlichen Führer gedacht ist, nicht etwa an Führer, die lediglich durch die Wucht ihres religiös-kirchlichen Willens seis als Geistliche, seis als Laien bestimmend auf weitere kirchliche Kreise wirken, an Männer etwa wie Tersteegen, Wichern, Tholuck, Nitzsch, Stöcker, v. d. Goltz. Die Erwartung und Hoffnung eines kirchlichen Aufstiegs wird durch die Einführung des Bischofstitels sicherlich in manchen Kreisen geweckt werden. Bleibt der Erfolg aus, werden sich nicht Klagen erheben, daß eben die Führerpersönlichkeiten, die Bischöfe, immer noch gehemmt seien durch Kollegien und Kirchenparlamente? Resolutionen, man habe keine Kompetenzenänderung beabsichtigt, werden solche Entwicklungen, wenn auch nicht fördern, so erst recht nicht hindern. Mir scheint der kurze Satz, den Lüttgert in seinem Komemntar zur Kirchen-Verfassung schreibt**), werde Recht behalten.

Der (Bischofs-)Titel ist von dem Begriff der Hierarchie nicht zu trennen und würde mit der synodalen Vorherrschaft der Kirchenverfassung nicht in Einklang stehen.

Auf die nächstliegenden Ansatzpunkte solcher Entwicklung sei hingewiesen. Der geistliche Vizepräsident des EOKR — das beweist das Ergebnis der Beratung schon — muß, schon weil er die Bischöfe einführt, ebenfalls irgendwie Bischof heißen. Es wurde im Ausschuß vorgeschlagen: „Bischof der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union". Im alltäglichen Gebrauch würde es zweifellos heißen: Landesbischof. Kann er als solcher in seiner jetzigen Stellung im Kollegium des EOKR bleiben, oder müßte er dann nicht, was jetzt schon möglich aber nicht notwendig ist, den Vorsitz übernehmen analog dem Bischof im Konsistorium? Er war bisher nicht Mitglied der Versammlung der Generalsuperintendenten, wenn auch, soweit ich unterrichtet bin, als Gast zugezogen. Wird er nicht als Landesbischof in Bälde geborenes Mitglied, ja Vorsitzender des Bischofskollegiums sein? Wird nicht allein schon durch das Gewicht des Namens dieses Bischofskollegium mit seinem Antrags- und Kundgebungsrecht in die Stellung eines episkopalen Senats neben dem aus allen Faktoren zusammengesetzten jetzigen Senat hineinwachsen, eine Stellung, die gerade von der Verfassung nicht gewünscht wurde?

*) Verwaltungsarchiv XXX Heft 4, April 1925.

**) Verfassung usw. Erläutert von Lüttgert. Berlin, Trowitzsch, S. 176.

Andere Fragen noch drängen sich auf, ganz abgesehen von denen der erhöhten Repräsentationspflichten und Kosten. In gewissen Provinzen wird es mehrere Bischöfe geben, in Sachsen drei, in Schlesien und Pommern je zwei, in Brandenburg vier und einen Vize-Generalsuperintendenten der Lausitz, der vielleicht den Titel Chor- oder Weih-Bischof erhalten könnte. Wird in diesen Provinzen sich nicht das Bestreben zeigen, jedem Bischof ein eigenes Konsistorium und einen zentralen Sitz im eigenem Sprengel zu geben? Gerade durch den Vorsitz im Konsistorium ist ja die Stellung so gehoben, daß nur noch der Name hinzugefügt zu werden braucht. Ich bin sehr dafür, die Generalsuperintendenten in möglichst nahe Beziehung zu ihren Sprengeln zu bringen, nicht aber als Bischöfe und Vorsitzende besonderer Konsistorien.

So erscheint es als möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich, daß durch die neue „Amtsbezeichnung" alsbald die Verfassung in wichtigen Teilen in neue Bewegung gerät. Es ist eben ganz etwas Anderes, ob eine kleinere Landeskirche einen Landesbischof an ihre Spitze stellt, oder ob die größte deutsche Landeskirche einen Landesbischof und 14 Bischöfe schafft. Für sehr Viele wird sich das Dafür oder Dagegen je nach der Beantwortung der Frage entscheiden, ob damit eine Entwicklung abgeschlossen oder vielmehr begonnen wird.

Für die reformierten Kreise freilich des Westens und des Ostens wird der Name auch als Abschluß einer Entwicklung genügen, der Kirche der Union, in der sie allmählich sich eingelebt hatten, ein fremdes Gesicht aufzudrücken und Gewissensbedenken zu wecken. Mögen sie an Zahl den Genuin-Lutherischen gegenüber gering sein, sie vertreten ein für Gemeindeleben, Kirchenverfassung und Frömmigkeit gleich wichtiges und fruchtbares Prinzip. Von dieser Seite wurden die innerlichsten Töne*) der Abwehr laut, allerdings auch auf die Gefahr der Absplitterung mindestens einzelner Gemeinden hingewiesen. Aber auch von berufener Seite, dem Präsidenten des EOKR wurde darauf hingewiesen, daß hier die Naht in der Union sichtbar würde. Wir möchten hinzufügen, daß diese Naht sich allerdings lockern könnte. Der Austausch zwischen Osten und Westen innerhalb der preußischen Kirche an Verfassungs- und anderen organisatorischen Gedanken wie an persönlichen Kräften ist ganz gewiß eine der segensreichsten kirchlichen Entwicklungen der letzten 110 Jahre gewesen. Die wechselseitige Durchdringung von Luthertum und Reformiertentum ist ein Kapitel der inneren Einigung unseres Volkes, das noch nicht beendet ist. Soll sie an diesem Punkt ins Stocken geraten, weil große Teile des Ostens sich auf den Bischofsnamen versteifen, der mit dem Luthertum so wenig unlösbar verbunden ist, daß man durch die Jahrhunderte lutherischer Kirchengeschichte geradezu nach ihm suchen muß? „Muß es sein?" so fragte im Verfassungs-Ausschuß der Rheinische Präses D. Wolff. Viele von uns werden mit ihm antworten: „Nein, es muß nicht sein, und es darf nicht sein!"

Wittenberg Wilhelm Geibel

*) Wie Superintendent Danneil-Magdeburg in einem Artikel, der durch die Provinz-Presse ging, von dem „abstoßenden Fanatismus" bestimmter Reformierten reden kann, ist mir unbegreiflich und jedenfalls eine überflüssige Schärfe. Freilich hat man im Rheinland einen durch jahrhundertlangen Kampf um die umdrohte kirchliche Existenz besser entwickelten Instinkt für Verfassungsfragen als vielfach im Osten und fühlt ihren Zusammenhang mit den Motiven der innersten Frömmigkeit. Wie segensreich ist dieser „Fanatismus", mit dem man im Kampf gegen die römische Bischofskirche auf der einen, die Behördenkirche auf der andern Seite das synodale Prinzip verteidigt hat, für die ganze preußische Kirche durch Übertragung gerade dieses Prinzips geworden! Es ist die gleiche Kraft der Selbstverantwortlichkeit, die ein Gemeindeleben geschaffen hat, das sich neben dem der Provinz Sachsen immer noch sehen lassen kann.

Beiträge zu einer christlichen Politik

4. Die Minderheiten

Es kann vom christlichen Prinzip aus kein System der Politik entwickelt werden. Es kann nicht jede politische Frage vom Christentum her eine Antwort erfahren. Vielmehr werden immer nur gewisse Punkte im öffentlichen und staatlichen Leben christliches Urteil und Handeln herausfordern. Bei dem ursprünglich unpolitischen Charakter des Christentums wird seine Stellungnahme zunächst in der Regel ablehnend sein. Aber von gewissen Vorkommnissen und Absichten wird das christliche Gewissen unerträglich beunruhigt werden und, wenn es gesund und stark ist, mit elementarer Gewalt losbrechen. Diese Punkte richtig zu greifen und auf sie hin richtig zu handeln ist für die Christen und ihre Organisation in den Kirchen wichtiger als der Versuch einer spezifisch christlichen Stellungnahme zum Staatswesen im Großen.

Ein Musterbeispiel dafür, wo das christliche Bewußtsein in Mitleidenschaft gezogen und die christliche Tatkraft zum Mithandeln berufen ist, haben wir in der Minderheitenfrage.

Der Friede von Versailles hat unserm deutschen Volke das Schicksal gebracht, daß große Mengen unsrer Sprach- und Blutsgenossen jenseit unsers deutschen Staates unter fremder Herrschaft leben. Die Teilnahme daran, wie ihr Los sich gestalten soll, wie sie sich unter ihm verhalten sollen, ob es eine andre mögliche Zukunftsaussicht für sie gibt als die Rückkehr zu Volk und Vaterland, bewegt das Gemüt jedes empfindenden Deutschen. Wir hatten ja früher auch deutsche Minderheiten in Fremdländern. Z. B. die Balten. Bismarck lehrte, daß diese russischen Untertanen uns nichts angingen. Wir haben uns, sobald wir von Unterdrückung und Verfolgung der baltischen Brüder hörten, nur knirschend dieser realpolitischen Maxime gefügt. Wir haben uns sicherlich weniger dem Bismarckschen Prinzip als der Macht des Zarenreiches gebeugt; hätten wir unserm natürlichen und „christlichen" Empfinden folgen dürfen, wir würden alles daran gesetzt haben, den Brüdern zu Hilfe zu kommen.

Wir hatten aber auch Fremdvölker als Minderheiten im eignen Leibe. Polen, Dänen, Franzosen. Hier hinderte uns keine Fremdgewalt, eine ideale Politik zu machen. Ob wir das fertig gebracht, ja auch nur ernst und aufmerksam genug uns vorgenommen haben, das sich zu beantworten überlasse ich dem Leser. Was mich betrifft, so hat sich an diesem Problem mein persönliches Interesse für Politik erst entzündet, und ich habe Jahre lang, sofern überhaupt, Politik nur als Minderheiten-Politik getrieben. Zeuge dessen ist mein Eintreten für den polnischen Religionsunterricht in Posen 1901 und von allem, was daraus folgte, vornehmlich die „Grenzmarken-Korrespondenz" seligen Andenkens *).

Es kann eine Minderheitenpolitik von Rechts wegen nur in dem Sinne geben, daß die Minderheiten draußen, die zum eignen Volk gehören, und die Minderheiten drinnen, die fremdvölkisch sind, mit gleichem Auge umfaßt und nach gleichen Prinzipien behandelt werden. Da man aber in der Regel nicht in der Lage ist, die verwandte Minderheit drüben so zu betten, wie man möchte, wird man diese seine Grundsätze an den Fremden im eignen Staatswesen zu erproben haben. Es gilt ein gutes Beispiel zu geben, und seine Erfahrungen dabei zu machen.

Eine solche Minderheitenpolitik ist aber nur mit christlichem Einschlag, aus christlicher Gesinnung heraus möglich.

Der Machtstaat wird rein als solcher den abgesprengten Minderheiten seines Volkes drüben nur ein Ziel kennen: sie wiederzugewinnen und sich einzuverleiben. Als einziges Mittel dafür bietet sich ihm in der Regel die Gewalt. Und er wird den eingesprengten Minderheiten fremder Nation gegenüber nichts Besseres wissen, als sie ihrer Art zu entfremden und der eignen Art einzugewöhnen, sie umzunationalisieren. Auch den gewaltsamen Austausch, den Abschub, die Evakuation mag er in den Dienst seines Zweckes stellen. Am einfachsten: man schlägt die Lästigen tot. Türkenweisheit gegenüber ihren armenischen Mitbürgern. Von Etlichen beneidet und bewundert.

Der Machtstaat kann als solcher keine Minderheitenpolitik treiben denn die der Gewalt. Eroberung der Eignen draußen, Unterdrückung der Fremden drin. Verhalten wird er sich je nach dem Zwang der Umstände. Ein gewisser Altruismus (der mit Christentum wenig oder nichts zu tun hat) mag sich ihm dabei aufnötigen.

Wenn nun heute ein Schutz der Minderheiten, ein Minderheitenrecht gefordert wird, so erkennen wir darin eine indirekte Wirkung des Christentums. Vielleicht ist es auch hie und da eine direkte, unmittelbare. Jedenfalls ist ein auf seine öffentliche Mission sich besinnendes Christentum berufen und verpflichtet, sein Gewicht für eine Mahnung des Interesses am Problem und für eine gute Lösung mit in die Wagschale zu werfen.

Die reine Realpolitik ist schon logisch dem Problem nicht gewachsen. Denn „wat den einen sin Uhl is, is den andern sin Nachtigall". Unterstützen wir die Minderheit A gegen die Mehrheit B in dem Staate B, so hält sich der Staat A schadlos an der Minderheit B innerhalb seiner Mehrheit A. Aus diesem Grunde verzichteten die in Deutschland eingesprengten Minderheiten auf dem Kongreß von Genf klüglich darauf, ihre Ansprüche geltend zu machen, damit sie nicht ihre Mutterstaaten, die „Nationalstaaten", zu denen sie ihrer Nationalität nach gehörten, mit ihrer deutsche Minderheiten unterdrückenden Politik in Verlegenheit brächten. „Minderheiten aller Länder, vereinigt euch!" das ist schnell gesagt. Rein realpolitisch stehen ihre Interessen an entscheidenden Punkten in diamentralem Gegensatz zu einander.

Hier hilft nur Ethik. Hier hilft nur Nächstenliebe. „Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor." Leidenschaften mögen den Weg rettungslos verbauen. Aber daß die Lösung des Problems allein auf diesem Wege liegt, ist leicht einzusehn.

Der heutige Machtstaat will Nationalstaat sein. Er will sich decken mit der Einheit der Nation. Mit Hilfe des Austauschs, der Ausweisung, der „Evakuation" mag das möglich sein. Grausame Methode. Auch eine rücksichtslose Schul- und Kulturpolitik mag über ein, zwei Generationen hin die fremdvölkische Enklave dem Wirtsvolke angleichen. Noch grausamere Methode. Aber solange dieses Staatsideal herrscht, werden sich solche Vorgänge automatisch abspielen. Versteift sich Widerstand dagegen, so wird er in Haß und Verzweiflung enden — wo nicht andere Kräfte zu Hilfe kommen, sondern das gleiche Staatsideal auch in der verfolgten Minderheit herrscht.

Man gebe christlichen Grundsätzen im Staatsleben Raum, und die Minderheitenpolitik gewinnt neue Möglichkeiten.

Der Wirtsstaat bekommt die Verpflichtung, das Gastvolk so in sich zu hegen, daß es seines Wesens leben kann.

Dem Gastvolk wird die Pflicht auferlegt, sich in den Wirtsstaat einzufügen. Geschieht ihm Unrecht, so hat es Geduld zu üben und dennoch das fremde Gesetz zu achten. Wie es trotzdem seinen Charakter wahrt, das sei seine heimliche Bewährung, sein heiliges Geheimnis.

Der stete Wechsel der Dinge sei dem Wirtsvolk, sofern ihm der gute Wille versagen will, Warnung und Gericht.

*) CW 1901 Nr. 52: „Zu den Vorgängen in Werschen". — Grenzmarken-Korrespondenz als Beilage zur CW vom 12. September 1910 an (Nr. 37). Die Leser der CW haben damals eine ganz erstaunliche Geduld mit mir gehabt. Die Sache war gut, aber das Unternehmen selbst der reine Husarenritt. — Vgl. meine Schrift: Mehr Idealismus in der Politik. Jena, Diederichs 1911, S. 41—73 „Wie ich zu meiner Nordmarkenpolitik kam".

Der stete Wechsel der Dinge sei dem Gastvolk Kraftquelle und Trost.

Bedarf es mehr Worte? Welchem Deutschen wallt nicht das Blut, wenn er von den Mißhandlungen unsrer Volksgenossen in Tirol hört? Mancher greift nach dem Schwert; hätte er eins: Kriegsursache genug; bessere als viele Kriegsursachen aller Zeiten. Also Schürung des Hasses? hier und dort? Nichts natürlicher als der Haß, wo Ohnmacht gefoltert wird. Auch gelingt zuweilen etwas sich häufendem Haß. Aber selten. Ich möchte als ernsthafter Politiker meine Karte nicht auf den Haß setzen. Gibt es Andres? Man schaue sich um. Leidet unter Mussolini nicht das eigne Volk? Wie lange wird der überscharf gespannte Bogen halten? Geduldig sein, das Kreuz tragen, hoffen und beten ist auch eine Politik. Für unterdrückte Völker. Rascher als in alten Zeiten wechselt heute der Mond. Also untätig bleiben? Um Gottes willen nicht! Aber nach innen die Energie richten. Tapfer und treu ankämpfen mit geistigem Widerstande gegen die brutale Gewalt. Und wir, die dabeistehn müssen und könnens nicht wehren, können auf tausend Wegen, die dennoch offen sind, beistehn und stärken. ...

Wir könnten in unsrer Ohnmacht geradezu ein Hort der Minderheiten in der Weltpolitik werden. Vielleicht sind wir mit unsrer nordschleswigschen Schulpolitik (kulturelle Autonomie) da auf dem rechten Wege! — Ein Analogon. Deutsche meines Alters, die das Aufkommen deutscher Kolonialpolitik herzklopfend mit erlebt haben, trauern gewiß unsern Kolonien nach. Aber daß wir heute keine Kolonien haben: ist das nicht vielleicht innerhalb der gegenwärtigen Konstellation der Weltteile für uns Deutsche ein unermeßlicher Vorteil? ...

Zurück zu unsern abgesprengten Brüdern. Sollen wir den sündigenden Machtstaat, das ungastliche Wirtsvolk frei laufen lassen? Nun, sie liegen auch nicht außerhalb unsrer Handlungssphäre. Stockholm! Andre Gelegenheiten genug, öffentlich die Stimme zu erheben gegen öffentliches Unrecht. Völkerbund! Christenheit und Menschheit aufrufen! Für Minderheiten-*Recht*! Ideen kommen, werden groß und stark, fordern ihren Tribut auch von den Mächtigen. ...

In dreißig Jahren, wie wird da die Landkarte von Europa aussehn? Wie das Staatenbild der Reiche und Länder? Friedlich, mit innerer Notwendigkeit wird Vieles sich gewandelt haben. Versailles, St. Germain, Trianon sind nicht das letzte Wort der Geschichte, so wenig wie Sevres. Wie aber auch die Grenzen sich gestalten mögen — und reinliche Grenzen wird es niemals geben — Minderheiten werden ihr Recht bekommen. Oder wenn nicht, dann mag wohl das Gericht über diese ganze europäische Staatengesellschaft hereinbrechen, und sie selbst mag verdientermaßen Minderheit werden unter dem Joch fremder Erdteile.

Marburg *Martin Rade*

Die Kuppel- und Ikonen-Wunder in Rußland

Im Jahre 1923 waren einige Schichten der Bevölkerung Rußlands, hauptsächlich Südrußlands von einer starken religiösen Begeisterung ergriffen. Viele kleine Dörfer begannen sich mit einer Reihe von Holzkreuzen zu umkreisen, indem die Bauern glaubten, daß diese Kreuze sie gegen den herannahenden Antichristus verteidigen müßten. Auf einem einsam liegenden Berge entstand ein ganzer Wald solcher Kreuze, weil Jemand, wie es hieß, eine Offenbarung hätte, daß es Gottes Wille wäre. Im Gouvernement Tombow erwies sich ein Brunnen als wundertätig, und man erzählte, daß sich in seiner Tiefe ein Heiligenbild sehen ließe, dessen Anschauen den Kranken Heilung brächte. Tausende strömten zu diesem Brunnen herbei. Sie saßen da herum viele Tage und warteten auf die wunderbare Erscheinung. Da nur Wenige zusammen in den Brunnen selbst schauen konnten, brachten Viele Eimer mit, schöpften etwas Wasser aus dem Brunnen und schauten hoffend in ihre Eimer hinein, ob nicht das ersehnte Heiligenbild hervorkommen würde.

Endlich sind die großen Wunder der Erneuerung der Kirchenkuppeln und der Heiligenbilder gekommen.

Eine etwas konfuse und doch intensive Erwartung ging diesen Wundern voran. Als die Bolschewisten ein Heiligenbild auf der Mauer des Kremls in Moskau mit einem langen roten Tuch verhängt hatten, wurde dieses nach einigen Tagen verdunkelt und von sich selbst zerrissen. Es konnte eine ganz natürliche Erscheinung sein, denn die Stoffe und besonders die roten Stoffe der ersten Zeiten der Bolschewisten waren außerordentlich schlecht: sie wurden schwarz und barsten nach einer sehr kurzen Zeit. Wie dem auch sei, im Jahre 1922 zeigten mir meine Moskauer Freunde „echte" Stücke des in Frage stehenden Tuches und glaubten fest an ein Wunder. Sie erzählten mir auch, daß auf der Kuppel einer Kirche — des Namens erinnere ich mich schon nicht mehr, da ich selber kein Moskauer bin — ein Kreuz erschienen sei, das vorher von Niemandem bemerkt worden war. Selbstverständlich wurden diese Wunder von vielen Skeptikern bestritten und belacht. Auch wurden die der Jahre 1923 und 1924 nicht von Allen für Wunder gehalten. Die Tatsachen selbst stehen außer Zweifel. Es kann als festgestellt betrachtet werden, daß *viele Kirchenkuppeln, die einstmal vergoldet waren und nachher diese Vergoldung verloren hatten, von neuem zu leuchten und viele Heiligenbilder wiederum klar und farbenvoll zu sein anfangen*. Dies ist durch vieles bestätigt worden: durch die Erzählungen glaubwürdiger Augenzeugen, deren mehrere, wie z. B. ein Herr, der einer Kirche gegenüber wohnte und alles in einem Brief an seine Freunde in Berlin umständlich beschrieben hat, den Prozeß der Erneuerung selbst beobachten konnten, durch schimpfende Anzeigen der bolschewistischen Presse und — last not least — durch die Gerichtsverhandlungen, welche die Bolschewisten gegen die Geistlichen als vermeintliche Urheber des religiösen Unfugs einleiteten, ohne die Anklage beweisen zu können, und durch die ergebnislosen Versuche, die „Wunder" wissenschaftlich zu erklären. Aber es bleibt natürlich offen, ob alles dies ein Wunder oder eine bisher nie beobachtete Naturerscheinung sei; und der gute Skeptiker kann ruhig schlafen.

Die alten russischen Heiligenbilder, die Ikonen, sind auf Holzbrettern mit Eiweißfarben gemalt. Durch Öllampen- und Kerzenruß und vieljährigen Staub sind sie meistens ganz dunkel, sehr oft fast schwarz und — sozusagen — unsichtbar geworden. Aber in den Kreisen der russischen Altgläubigen, welche die alten, „vornikonianischen" Ikonen besonders hoch stellen, wurden diese von Altersher andächtig bewahrt und oftmals gereinigt. So entstand eine besondere Profession der Ikonensucher und -reiniger, die mit etwas Öl und Alkohol und mit einem scharfen Messer den Blak zu entfernen und bisweilen eine alte Ikone hinter dem neuen Heiligenbild, das auf ihr gemalt worden war, zu entdecken und den Gläubigen in ihrer ersten Schönheit und Heiligkeit sichtbar zu machen wußten. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts haben endlich die alten Ikonen den ästhetischen und kulturhistorischen Sinn der russischen Kunstgeschichtsforscher erweckt. Man suchte sie überall: in den alten Dorfkirchen, auf den Glockentürmen, wo viele veraltete Ikonen als ein abgenutztes Zeug lagen. Man reinigte und renovierte sie entweder mittels der alten Methode der Ikonenreiniger oder mittels neuer chemischer Manipulationen. Es offenbarte sich die wunderschöne Welt der alten russischen religiösen Malerei *).

*) Vgl. v. *Criegern*, Zur russischen Kunstgeschichte. CW 1925 Nr. 11—21.

Nun hat sich im Jahre 1923 die Erneuerung der Kirchenkuppeln und der veralteten Ikonen von selbst zu vollziehen begonnen. Plötzlich erschien auf der Kuppel oder — was noch anschaulicher und überzeugender wirkte — auf einer der Kuppeln einer Kirche ein langer heller Streifen, der gewöhnlich von oben nach unten lief. Während einiger Tage, oft sogar während einiger Stunden wurde dieser Streifen immer breiter, bis er die ganze Kuppel umfaßte. Es geschah sehr oft, daß nur eine von drei oder fünf Kuppeln der Kirche auf diese Weise verklärt wurde, indes die anderen dunkel blieben. Einstweilen erneuerten sich die zwei, während auf der dritten nur der helle Streifen hervortrat. Wie schon gesagt, konnten viele Augenzeugen die Phasen der allmähligen Erneuerung feststellen, wenn auch nicht den Prozeß der Erneuerung selbst beobachten.

Auf eine ganz ähnliche Weise vollzog sich auch die Ikonenerneuerung, indem zuerst ein heller vertikaler Streifen entstand, der sich nachher auf die ganze Fläche des Heiligenbildes verbreitete. In mehreren Fällen aber wurde auch eine allmähliche oder fleckenartige „Verklärung" der Heiligenbildfläche beobachtet. So in Berlin 1924: denn auch die Berliner russische orthodoxe Kolonie hat ihre Verklärungswunder gehabt. — Eine russische Dame S-M. hatte eine kleine Ikone der Mutter Gottes von Kazan. Diese Ikone, die sich in der Familie von Frau S-M. mehr als achtzig Jahre befindet, aber sicher viel älter ist, sah sehr dunkel aus, so daß man nur ein allgemeines Schema unterscheiden konnte. Eines Tages aber ist der Frau S-M. aufgefallen, daß das Bild etwas heller als sonst aussah. Zuerst glaubte sie, daß ihre Wirtin, wie eine echte Deutsche, auch die Ikone geputzt hätte und daß der vertikale klare Streifen nichts anderes als eine Spur des tüchtigen Reinigens wäre. Aber die Wirtin verneinte es entschieden; und wahrlich blieb der Rahmen noch staubig. Nach mehreren Stunden bemerkte Frau S-M., daß die Ikone immer heller wurde. Der Prozeß des jetzt fleckenartigen Aufklärens vollzog sich vor ihren Augen, so daß sie endlich die ihr schon längst bekannte und doch immer von ihr bezweifelte und verneinte Erscheinung der Erneuerung konstatieren mußte. Erst nach 3 bis 4 Tagen entschloß sie sich alles ihrer Bekannten Frau Professor B. zu erzählen; und nun konnten mehrere ihrer Freundinnen sich selbst von dem Erneuerungsprozesse überzeugen, der inzwischen immer augenscheinlicher wurde. Ihrem Rat gemäß hat sich Frau S-M., die übrigens keine wundersüchtig und abergläubisch angelegte Person ist, an unserem Berliner Bischof Tychon gewandt. Der bat sie ihm die verklärte Ikone auf einige Zeit zu überlassen, damit sie den Gläubigen gezeigt werden könnte. Die Ikone wurde in der Kirche aufgestellt, wo Viele sie mehrmals besahen, ja sogar die Vollendung der Erneuerungsprozesse überwachen konnten. So hat z. B. Frau L. das erste Mal nur das Gesicht der Mutter Gottes und einen Teil ihres Gewandes gesehen, am nächsten Tage aber noch das Gesicht des Kindleins Jesu.

Die Tatsache selbst steht ganz fest; und unser Bischof in Berlin wird es selbstverständlich nicht verweigern, das von mir Erzählte zu bestätigen und zu ergänzen, wie auch alle hier möglichen Indizien vorzuführen. Ich selbst habe die schon erneuerte Ikone nur einmal gesehen, und ich kann nur bestätigen, daß sie sehr ähnlich den künstlich gereinigten Heiligenbildern aussah, vielleicht — noch farbenvoller. Jedoch muß ich gestehen, daß die Kirche, als ich da war, ziemlich schlecht beleuchtet war und eine Art religiöser Scheu mich verhinderte, die Ikone eingehend zu prüfen. Wozu denn? — Für mich steht es außer allem Zweifel, daß die Gotteswunder möglich sind und wirklich geschehen. „Du bist Gott, der Wunder schafft" heißt es in einer unserer Kirchenhymnen. Und es scheint mir vollkommen möglich und selbst wahrscheinlich zu sein, daß die Wundertätigkeit Gottes sich in diesem Falle, wie auch in den Erneuerungserscheinungen überhaupt, sichtbar gemacht hat.

Alles dies ist möglich, aber noch nicht bewiesen, denn es bleibt nicht ausgeschlossen, daß hier eine seltene und doch wissenschaftlich erklärbare Naturerscheinung vorliegt, die nur wir, unwissende Menschen, für Wunder zu halten geneigt sind. Es wäre für uns alle die größte Freude, wenn wir diese Erscheinungen als unzweifelhafte Wunder beglaubigen könnten. Aber lebensnotwendig ist es nicht. Denn es genügt uns, Gottes Wundertätigkeit prinzipiell anzuerkennen, d. h. sie als eine immer stehende Möglichkeit und als eine grundlegende religiöse Tatsache zu bekennen, die sich immer offenbaren kann und sich immer auf eine oder andere Weise vielleicht auch offenbart. Man muß die Fühlung mit Gott nicht verlieren, das Bewußtsein der Einheit mit Ihm; und diese Fühlung, dieses Bewußtsein ist nichts Anderes als der Glaube an die stetige Wundertätigkeit Gottes. Ob die „Erneuerungswunder" wirkliche Wunder oder Naturerscheinungen seien, erscheint nicht so wichtig, weil Gottes Wundertätigkeit auch in dem letzteren Falle darin steckt, obschon wir sie hinter der Naturoberfläche nicht fühlen. Miracula non faciunt sanctitatem, sed ostendunt.

So ersteht uns die Aufgabe, die Erneuerungswunder in Zusammenhang mit der gesamten russischen Religiosität zu bringen. Es sind Verklärungswunder; und sie drücken dadurch eine der eigentümlichsten Seiten der russischen Orthodoxie aus, die weder auf die jenseitige, „transzendente" Welt noch auf die empirische, „immanente" gerichtet ist, sondern auf die Vervollkommnung oder Verklärung dieser letzteren. Das russische religiöse Bewußtsein schwelgt in der Atmosphäre des sich vollziehenden Werdens des Empirischen zum Überempirischen, welches das erste vervollkommnen und doch völlig bewahren müsse. Darum besitzen für die Russen die Heiligen, die Mutter Gottes, Jesus Christus, alles das, was wir den Himmel nennen, die volle Wirklichkeit. Das orthodoxe russische Volk fühlt inniglich, daß die Heiligen ihm ganz nahe stehen, sich an seinem täglichen Leben beteiligen, es einordnen und — — zu Russen werden. Das ganze Agrarleben der russischen Bauern, die sich krestjane, d. h. Christen, nicht aber „Heiden" (= pagani, paysans, peasants) benennen, ist mit den Heiligen verbunden und scheint von ihnen gelenkt zu werden. Eben deshalb haben die russischen Bauern den alten Kalender so hartnäckig verteidigt, indem sie der Einführung des westeuropäischen durch die bolschewistische Regierung energisch widerstrebten und ihre harten Maßnahmen, ja auch den Wunsch des seligen Patriarchen Tychon verschmähten. Sie verteidigten die Heiligen, den Himmel, den russischen orthodoxen Glauben. Die Russen — nicht schon die einzelnen Märtyrer, sondern das russische Volk — haben sich zum Schutz der Kirche erhoben, sei es auch, daß der Gegenstand des Kampfes „denen von außen" dumm und verblüffend erscheinen würde.

Und die Kirche hat ihr Wesen als die Verklärung der Welt in den Verklärungswundern geoffenbart. Der von den Menschen verteidigte Himmel hat sich den Menschen gezeigt. Denn eine tiefe Symbolik liegt der Tatsache zu Grunde, daß die Verklärungswunder mit dieser Verteidigung des russischen Himmels zeitlich fast zusammenfallen. War es ein Zufall, wenn die Welt der russischen religiösen Malerei am Vorabend der großen Revolution, d. h. der religiösen Kämpfe aufgetaucht war? Oder war es ein Vorzeichen der Zukunft, eine Vorahnung des Wunders und schon ein Wunder für den, wer hinter die Oberfläche des empirischen Seins eindringen mag?

Alles ist Wunder, wenn wir es auch nicht verstehen und höchstens nur einige Wunder hie und da anzuerkennen glauben. Es gibt für die russische Seele gar nicht zwei Welten, d. h. die immanente, welche in sich selbst eingeschlossen und absolut notwendig immer bleibt, und die transzendente, welche da oben getrennt von der ersteren existiert. Es gibt für sie nur eine einzige Welt, die aus der notwendigen und empirischen in allen ihren Teilchen

und in jedem Augenblicke zur überempirischen wird. Und dies Werden, das mit dem Vergehen zusammenfällt, ist das Wesen der Welt und das Wunder Gottes. Jedes Sein, insoweit es ist, erweist sich schon als etwas Notwendiges, Starres, Totes; insoweit aber es vervollkommnet und verklärt wird, verwandelt es sich durch das Wunder in etwas Höheres, als unsere empirische Notwendigkeit und ihre korrelative, d. h. begrenzte Freiheit. Allein jedes Sein besitzt weder das Sein noch das Nichtsein, sondern es entsteht und vergeht, es wird. Weder die Notwendigkeit noch die Freiheit ist das Wesen des Seins, sondern das Wunder, d. h. der Weg des Notwendigen zum Freien oder des Unvollkommenen zum Vollkommenen, welches das Erste in sich enthält und vervollkommnet.

So möchte ich die Grundstimmung der russischen Religiosität philosophisch formulieren. Es bedarf natürlich vieler Distinktionen und Erklärungen. Ich deute das Hauptthema nur an, um dadurch das Wesen der russischen Verklärungswunder dem Leser etwas näher zu bringen *).

Berlin Leo Karsawin

Leben und Film

Die Filmindustrie. 6. Stück

Die Unterkunftsmöglichkeit

Die Anziehungskraft des Films beschränkt sich nicht auf den Kinobesuch. Besonders in der Inflationszeit trat deutlich hervor, daß die Filmindustrie vielen Menschen als ein Märchenland erschien, in dem bei einigem Glück ohne viel Arbeit Riesensummen zu verdienen seien. Natürlich war die Not der letzten Jahre dieser Vorstellung besonders günstig; aber verschwinden wird sie auch in festeren Zeiten nicht, weil der Film, in dessen Handlungsmittelpunkt der Aufstieg des Filmstars steht, diesen Märchenvorstellungen immer neue Nahrung gibt. Sie waren auch ganz berechtigt für die deutsche Filmindustrie, wie sie vor dem Kriege war. Wer damals genug Unverblüfftheit, körperliche Gesundheit, ein genügend unbeschwertes Gewissen und eine dicke Haut besaß, die ihn die fast naturnotwendige, schon durch die technischen Verhältnisse bedingte Roheit des Betriebes leicht nehmen ließ, der konnte allerdings in recht kurzer Zeit hinaufkommen. Allerdings — und das wurde nie genügend beachtet, in ebenso kurzer Zeit wieder herab. Die persönliche Position eines Menschen im Filmbetrieb ist, wenn es sich nicht gerade um Kapitalisten, um den kleinen Kreis weltbekannter Stars oder um ganz besonders tüchtige Kinotechniker handelt, viel unsicherer als in jedem anderen Berufe. Von den oft entwürdigenden Opfern, die der einzelne Beteiligte fast naturnotwendig bringen muß, nicht zu reden. Für diese Seite der Sache gab es früher und gibt es vielleicht heute noch eine Zeitschrift „Die Filmhölle". Ihr Wahrheitsgehalt im Einzelnen war nie recht zu kontrollieren; es kann aber ohne Unvorsichtigkeit als wahr hingestellt werden, daß ihre Schilderung der Wahrheit näher gekommen ist, als die Vorstellung sozusagen eines Filmparadieses, in dem ein großes romantisch ausgemaltes Elend oder romantischer Liebeskummer immer durch einen ungeheueren Aufstieg wett gemacht wird. Heute sind zudem die Aufstiegsmöglichkeiten beinahe weggefallen. Weder an Regisseuren noch an weltberühmten Filmdarstellern haben die letzten Jahre wirklichen Zuwachs gebracht. Es werden wohl noch neue Stars „kreiert", aber ihr Startum bleibt auch auf das Druckpapier der Inseratenplantagen der Filmzeitungen beschränkt. Nun ist Tatsache, daß der Möchte-gern-Star, der von einer Fabrik oder noch öfter von einem Regisseur „lanciert" wird — und wie Wenigen gelingt es, auch nur „lanciert" zu werden! — vollkommen unzureichend bezahlt ist. Die im Durcheinander der nervenverbrauchenden Arbeit des Glashauses und der Außenaufnahmen entstehenden persönlichen Aufwendungen sind zum Teil so groß, daß sie die ganze Bezahlung einfach verschlingen, wobei der oder die Getäuschte ganz frohen Mutes ist, weil sie das Gefühl haben, in allernächster Zeit auf Einnahmen wie Nielsen oder Chaplin zu gelangen. In Wahrheit bleiben sie schlechtbezahlte Leute zweiten Ranges, verzehrt von Ehrgeiz und Intrige. Und das sind, wohlgemerkt, die, denen es relativ gut geht, sehr, sehr Wenige. Die Meisten gelangen natürlich nicht annähernd auf diese Stufe, sind aber häufig nach kurzer Zeit für jeden anderen Beruf, als den Nichtberuf des kleinen Filmdarstellers, vollkommen unbrauchbar geworden. Denn der Film verlangt zwar schwere nervenanspannende Arbeit, aber Arbeit von einer ganz besonderen Art, deren Hauptbestandteil ein zerrüttendes Warten ist, das den Menschen völlig zerfahren macht und ihn gewissermaßen auslaugt in einer Weise, wie man es bei anderen Berufen in dieser Stärke doch nicht antrifft.

Auch von dieser Seite der Sache sei hier gesprochen, weil der Verfasser nach eigenen Erfahrungen vermuten darf, daß auch zu manchen Lesern der CW bisweilen ein besorater Vater oder eine aufgeregte Mutter kommt mit dem Schreckensruf: Er oder sie will zum Film! Natürlich ist das nicht in jedem Falle tragisch zu nehmen; auf keinen Fall aber empfiehlt es sich, was ich selbst früher manchmal getan habe, unter Hinweis auf die sittlichen oder unsittlichen Verhältnisse beim Film abzuraten. Das zieht eher noch an. Dagegen enttäuscht eine auch nur einigermaßen wahrheitsgemäße Mitteilung der Einkommen der Filmstars zweiten Ranges und der Bedingungen, unter denen diese arbeiten müssen, die jungen Aspiranten meist zur Genüge. Völlig wahrheitsgemäß kann der Berater immer sagen, daß bei gleicher Anspannung und gleichem Glück in jedem anderen Beruf die Einkommensverhältnisse günstiger sind als in der Filmindustrie. Tatsächlich gibt es ja auch, was meist übersehen wird, nur sehr wenige Existenzen, die ihren Lebensunterhalt von der Filmgage bestreiten. Filmstatisten haben meist einen Nebenberuf, und Einzeldarsteller sind meist irgendeiner Bühne verpflichtet. Selbst bei den technischen Angestellten, vor allem den Operateuren, sind in letzter Zeit infolge der ungeheueren Anziehungskraft die Aussichten erheblich ungünstiger geworden, und auch für sie hängt beinahe alles vom Glück ab. Denn nichts unterliegt so sehr der Mode, als die Beurteilung der Leistung eines Filmangehörigen. Selbst die ganz großen Stars müssen den Wandel der Mode schmerzlich erfahren, haben flaue Zeiten und gute Zeiten, über die auch Serien von Filmpostkarten und bezahlten Bildern in Zeitschriften nicht hinwegtrösten.

Besserungsmöglichkeiten

Wie man den Film entgiften und bessern kann, hängt zum Teil von örtlichen Verhältnissen ab. In einigen Städten wird es tatsächlich möglich sein, durch ein städtisch unterstütztes Kino mit ausgewählten Filmen zu zeigen, daß mindestens dieses eine Kino in der Stadt durchgehalten werden kann, ohne Schaden anzurichten. Allerdings gehört dazu, daß man sich von pädagogischer Enge freimacht und entschlossen darauf verzichtet, das

*) Vgl. meinen Aufsatz „Das Wesen der russischen Orthodoxie" in „Ost-Europa" Zeitschrift für die Gesamtfragen des europäischen Ostens 1925/26, Heft 2. Ost-Europa-Verlag, Königsberg. D B

Von diesen Wundern hörte ich zuerst Herrn Professor v. A. in geselligem Kreise erzählen. Ich bat ihn um eine Niederschrift für meine Leser. Er wies mich an Herrn Professor Karsawin als die beste Autorität. Auf einige wißbegierige Fragen schrieb dieser mir noch, daß er als Emigrant die Dinge in Rußland nicht selber habe verfolgen können: so könne er nicht sagen, von welchem Alter die beteiligten Kuppeln seien, ob nur die „durch Feuer" vergoldeten sich erneuerten und nicht auch die bloß einfach vergoldeten, auch ob der Zustand der Verklärung sich bis heute (seit 1923/24) überall oder nur an einigen Orten erhalten habe. Aber nirgends meldeten ihm seine Gewährsmänner, daß die einmal aufgeleuchtete Kuppel begonnen habe sich wieder zu verdunkeln. D H

Kino seelisch heben zu wollen, von ihm irgendwelche seelischen Werte zu verlangen. Die Filmindustrie nutzt heute noch ihre eigene Leistung insofern in höchst unvollkommener Weise aus, als sie alte Films nur sehr selten zur Wiedervorführung bringt. Dabei hängt aber gerade von der Wiedervorführung solcher alter Filme sehr viel ab. Was die Filmindustrie in einem gegebenen Augenblick produziert, ist überwiegend schlecht, wobei übrigens der Film gegenüber dem Nachbargebiet des Theaters und selbst des Buchhandels keine Ausnahme macht. Nur durch bewußten Rückgriff auf gute Films der Vergangenheit, durch deren Wiedervorführung, dabei durch Steuerermäßigung für Naturfilme, läßt es sich erreichen, den „guten" Film aus seiner Vereinzelung zu erlösen. Wie gesagt, der Film macht hier gegenüber den Nachbargebieten keine Ausnahme. Man kann nicht ohne Schaudern daran denken, was es bedeuten würde, wenn etwa im Buchhandel oder Theater jeweilen nur das Neueste geboten würde, in derselben Weise, wie es beim Film geschieht. Hier liegt eine technische Nichtausnutzung vor, die trotz mancher äußerer Bedenken der Fachleute — Bedenken, die beim Filmdrama vor allem auf veraltete Kleidung und Ausstattung gehen, die in der Tat sehr leicht befremdend wirken — überwunden werden müßten. Das städtische unterstützte Kino unter einer Leitung, die sich von pädagogischer Enge freihält und den guten Film nicht in der Möglichkeit eines seelisch wertvollen Films sieht, kann hier helfen. Wir alle können dazu beitragen, indem wir den Film weder ablehnen noch heben wollen, sondern ihn in seinen klar erkannten Grenzen und Möglichkeiten zu bessern suchen. Das kostet unserm Hochmut ein Opfer, das aber nicht vergeblich gebracht ist.

Gehoben werden sollte nicht der Film selbst, sondern die Filmkritik unserer Tageszeitungen. Sie nimmt heute in den größeren Blättern eine, gelinde gesagt, zweideutige Stellung zwischen Kritik, Sachreferat und vom Inseratenteil her beeinflußter Geschäftseinsendung ein. In den Provinzblättern ist sie gar nur das Letztere. Diese Stellung der sogenannten Filmkritik geht nun einer so wichtigen und einflußreichen Macht gegenüber, wie es der Film seit Längerem geworden ist, einfach nicht mehr an. Auch die Theater sind Großinserenten der Zeitung, wenn auch nicht im selben Maße wie der Film. Trotzdem denkt kein anständiges Blatt daran, seinen Theaterkritiker irgendwie der leisesten Bindung zu unterstellen. Beim sogenannten Filmkritiker ist das aber durchaus nicht so sicher. Sicher ist vielmehr, daß auch unser Theater vielleicht noch heute nicht über die Unterhaltungsstätte hinausgekommen wäre, wenn nicht die Kritik eingegriffen hätte, und sicher ist ferner, daß der jetzige Leerlauf des Theaters zusammenhängt mit einem gewissen Verfall der Theaterkritik, die den Dingen nicht mehr ganz unbefangen ins Gesicht schaut, sondern sich durch Programme allzu schnell verblüffen läßt. Noch viel nötiger ist natürlich wirkliche Filmkritik, die allerdings wohl nur durch stillschweigende Verabredung der Zeitungen zur vollen und ungehinderten Wirksamkeit kommen kann. Solange eine, von allen Rücksichten freie Kritik der Filmproduktion in den Zeitungen nicht möglich ist, könnte sie gewohnheitsmäßig wenigstens dazu übergehen, dem in seinen Grenzen guten Film dieselbe Stellung und Wichtigkeit einzuräumen, wie dem Theaterstück, das vielleicht gerade infolge dieser Besprechung übermorgen nicht mehr angesetzt wird, aber trotzdem sein Spitzenfeuilleton bekommt.

Schlecht behandeln läßt sich die drittgrößte Industrie Deutschlands nicht mehr, und ob wir ein noch so schiefes Gesicht dazu ziehen. Wir können uns und ihr nur helfen, indem wir sie besser behandeln, indem wir die heute noch ganz ungebändigte Macht einordnen, ohne ihre Grenzen und ihre unvermeidlichen Schäden zu übersehen.

Pasing Carl Christian Bry

Ein Streit um die Abstammungslehre

Unserm Bericht in Nr. 1 („Neues vom Urmenschen") sind wir noch einen Nachtrag schuldig. Es muß aufmerksam gemacht werden auf die große wissenschaftliche Diskussion, die sich während des Sommers 1925 durch die Münchener Neueste Nachrichten gezogen hat (von Nr. 212 vom 2. August bis Nr. 282 vom 12. Oktober). Dort hatte in Nr. 212 auf Aufforderung hin Albert Fleischmann, der Zoolog und Anatom an der Universität Erlangen, einen Artikel „Gegen Darwin" veröffentlicht. Fleischmann ist schon seit 30 Jahren als der ziemlich einsame, vielleicht einzige Kämpfer gegen die Evolutionslehre unter den deutschen Zoologen bekannt. Er bekennt, daß er sich einst auf Grund wissenschaftlicher Beobachtungen von der Lehre, der er wie alle Anderen in seiner Jugend mit zugetan gewesen sei, entschlossen losgemacht habe, und stellt die Forderung auf, daß sich die Zoologie und Anthropologie, anstatt hypothetisch und philosophisch zu konstruieren, wieder auf das rein wissenschaftliche Gebiet der Tatsachen und auf ihre deskriptiven Aufgaben zurückzuziehen habe. Zuletzt ist Fleischmann durch die bekannten Vorträge über die Entwicklungslehre bekannt geworden, die er zusammen mit dem Theologen Grützmacher an der Erlanger Universität gehalten hat (erschienen bei A. Deichert in Leipzig). Bemerkenswert ist in diesen interessanten Vorträgen, daß der Naturwissenschaftler viel schärfer und entschlossener gegen die Evolutionslehre auftritt als der Theolog. In dem genannten Münchner Artikel faßt er nun kurz seine Gedanken zusammen und erklärt glatt die Lehre Darwins für unhaltbar und durch die wissenschaftliche Nachprüfung beseitigt. „Heute sehen die Fachmänner der Paläontologie ein, daß die Lücken des Naturzucht-Stammbaumes nicht nur nicht ausgefüllt, sondern mit dem Fortschritte der Erfahrung immer größer geworden sind. Die Lösung der Aufgabe erscheint heute viel aussichsloser!" „Unter den Laien laufen zwar heute noch viele Freunde seines Irrtums herum, doch unter den Fachmännern, welche die tatsächlichen, die zum Urteil berechtigenden Kenntnisse besitzen, gibt es nur ein kleines Häuflein unentwegter Anhänger." „Darwin war ein Kind seiner Zeit und deren Denkweise und ist mit ihr veraltet, während ein neuer Abschnitt der Erkenntnis aufgegangen ist." Im Einzelnen bespricht Fleischmann dann die sogenannten „Entwicklungsreihen", die in Wahrheit nur willkürlich aneinander gereihte Formenreihen, nicht aber genetische Abstammungsreihen seien; dann das „biogenetische Grundgesetz" oder die „Wiederholungslehre" Haeckels, wonach bekanntlich die Entwicklung des Einzelwesens im Mutterschoße (Ontogenie) immer die Stammesentwicklung (Phylogenie) wiederhole, gewissermaßen abbildend und rekapitulierend darstelle und insofern als Beweisstück für die Stufen und Zustände, die der Stamm durchlaufen habe, angesprochen werden dürfe. Dieser geistreiche, aber inzwischen auch sonst sehr wesentlich eingeschränkte (besonders von Hertwig) und angezweifelte Gedanke ist nach Fleischmann „von jedem Sachkenner aufgegeben". „Wir sehen gerade im Gegenteil — hier stütze ich mich auf meine eingehende Erfahrung —, daß alle Zustände der frühen und späten Keimlingszeit in die Zukunft, d. h. auf den Bau des fertigen Tieres weisen." Zu dritt betont er, daß Darwins Gedanke eines kontinuierlichen Überganges der Tierarten untereinander, einer Art in die andre, durch die Variationsstatistik der neueren Vererbungslehre widerlegt sei: jede Art variiere um einen Mittelwert herum, der der häufigste sei, während die Grenzwerte nach unten und oben immer seltener werden und zuletzt an eine Grenze stoßen, die nicht überschritten wird. Johannsens berühmte Experimente mit den „reinen Linien" haben dies allerdings so unwidersprechlich dargetan, daß man sagen darf: An diesem Punkte liegt die eigentliche Achillesferse des Darwinismus, und ganz sicherlich nicht mehr ist die Idee des kontinuierlichen, sprunglosen Übergangs haltbar; der Darwinismus ist, entgegen seinem Grundsatz Natura non facit saltus — die Natur macht keine Sprünge — nur noch haltbar durch die Aufnahme der Mutationen, also der sprunghaften Veränderungen. Doch wir wollen nicht selbst räsonnieren, sondern nur über Fleischmann berichten. Er schließt seinen Artikel mit einem Ausblick in das allgemein Menschliche, mit einem Zeitbild: die Reden des großen, nüchternen Engländers von „Nutzen und Vorteil", „Kampf ums Dasein" usw. sind echt englisch („krämerhaft") gewesen. Das Gefährlichste war, sie zur Grundlage einer Weltanschauung zu machen. (Darüber hat übrigens schon Oskar Hertwig, Haeckels einstiger Schüler, im „Werden der Organismen" die ernstesten Worte gesprochen.) „Es war, so schließt Fleischmann, ein großer Schaden für das deutsche Volk, daß die veraltete Lehre in den letzten Jahren als Weltanschauung angepriesen wurde. Ein gutes Teil unseres vaterländischen Unglückes ist durch dieses Mißverständnis verschuldet worden."

Es wäre besser gewesen, wenn Fleischmann diesen Exkurs auf das allgemeine Gebiet weggelassen und sich auf das rein Naturwissenschaftliche beschränkt hätte, wenn ja auch das Forum, vor dem er sprach und für das er schrieb, eine Tageszeitung, ihm dazu die Berechtigung gab.

Es war zu erwarten, daß die Evolutionisten, und das sind ja eigentlich noch alle Biologen, auch die Nicht-Darwinisten (die

also die Entwicklung, an der sie festhalten, nicht auf Darwins selbsttätige Naturauslese gründen) sich wehren würden. Und das geschah sehr bald. Zunächst trat Edgar Dacqué, der Münchener Geolog und Paläontolog, auf den Plan mit einem Artikel „Um Darwin" in Nr. 244. Er nimmt zuerst das Allgemeine auf und sekundiert Fleischmann darin, daß es ein Frevel war, wenn die Deszendenztheorie in Deutschland mit Fanatismus zu einem Dogma gemacht und gegen einen Mann wie Fleischmann etwa gar der blöde Vorwurf erhoben wurde, daß er einst gegen die Abstammungslehre nur aufgetreten sei, um in dem ultramontanen Bayern Karriere zu machen. In England selbst habe man viel sachlicher die Frage als rein naturwissenschaftliche genommen und niemals zu einer „aufklärerischen Spottreligion" und zu einem „Anpöbelungsmittel gegen Andersdenkende oder ehrwürdige Institutionen" gemacht. So ein „Religionssurrogat" sei erst in Deutschland daraus geworden. Dacqué gibt auch vollkommen zu, daß im Darwinschen System „typisch angelsächsischer Geist" stecke, da „die Entfaltung der Natur unter den plumpen Gesichtspunkt praktischer Lebensnützlichkeit gestellt" worden sei. Es sei ein schlechter Tausch für die deutsche Volksseele, die viel mehr einer Entwicklung von innen heraus zustrebe, daß man den Darwinismus zu einer Weltanschauung machte.

Also das war kein Gegensatz, sondern mehr eine Zustimmung. Man kann vielleicht annehmen, daß Dacqué dies aus sonstigen Beobachtungen und Erfahrungen in naturwissenschaftlichen Kreisen heraus niedergeschrieben hat. Welche Bedeutung Dacqué zur Zeit hat, ist von mir neulich in dem Artikel zum „Menschheitsrätsel" dargelegt worden. Sein Wort hat heute Gewicht wie irgendeines. Soviel ich sehen kann, gewinnt auch sein viel umstrittenes Buch über „Urwelt, Sage und Menschheit" an Boden.

Inzwischen war eine „Erklärung" von elf Münchener Gelehrten unterwegs, die in Nr. 255 erschien. Sie ist auch von Dacqué unterschrieben und lautet:

„Die Abstammungslehre. In einem Aufsatz sucht Herr Professor Fleischmann aus Erlangen den Eindruck zu erwecken, die Abstammungslehre oder Deszendenztheorie sei durch die neueren Forschungen widerlegt und zähle unter den Fachmännern nur noch wenige Anhänger. Um keine irrtümlichen Meinungen aufkommen zu lassen, erklären die unterzeichneten Vertreter der Paläontologie und Zoologie an der Universität München, daß sie nach wie vor in der Abstammungslehre oder Deszendenztheorie eine der größten Errungenschaften ihrer Wissenschaften erblicken. Sie sind der Überzeugung, daß diese Auffassung von fast allen Vertretern ihres Faches geteilt wird. F. Broili, E. Dacqué, R. Demoll, L. Döderlein, K. L. Escherich, W. Goetsch, K. v. Frisch, R. v. Hertwig, O. Koehler, J. Seiler, E. Stromer v. Reichenbach."

Das war friedlich. Aber Tags darauf in Nr. 256 brachte in die durchaus sachliche Diskussion einen ganz häßlichen Ton der Bonner Mathematiker E. Study, der, obwohl gar nicht Biolog und Fachmann, sich schon früher als einen der wenigen noch wirklich strengen Darwinianer bewiesen hat. In einer Zuschrift „Fleischmann gegen Darwin" behandelte er in nichts als persönlicher Weise Fleischmann als einen „notorisch rückständigen und ganz unfachlichen Autor", der sich „in der heutigen Welt wie ein lebendes Fossil, wie ein Dinosaurier aus der Jurazeit ausnehme"; denn Darwins Lehre werde „gegenwärtig von jedem ernst zu nehmenden Forscher für richtig gehalten". Daß das Letztere keineswegs der Fall ist, daß unter den heutigen Biologen nur noch wenige Selektionisten, dafür aber viele Lamarckisten sind, scheint Study nicht zu wissen. Man brauchte ihn bloß zu fragen, ob er wohl seinen Bonner Kollegen Steinmann, der bekanntlich sein Buch über die „geologischen Grundlagen der Abstammungslehre" — unter Abkehr von Darwin — den Manen Lamarcks gewidmet hat, nicht als einen „ernst zu nehmenden Forscher" ansieht. Die Redaktion lehnte selbst den Ton dieses Artikels als unpassend ab, und Fleischmann antwortete später prompt: „Dem Professor der Mathematik Dr. E. Study in Bonn antworte ich: Du hast Unrecht, denn du wirst grob!" und fertigte mit wenigen Hieben den unsachlichen Anreifer ab, indem er (Nr. 262 „Die große Errungenschaft") durch Zitate aus neueren Werken von Tschulok und Dacqué die innere Unsicherheit der Abstammungslehre belegte. Vorher (Nr. 258 „Das Wahnbild der Abstammungslehre") hatte er noch einmal seine Gründe gegen das „Abstammungsgerücht" zusammengefaßt und den Anhängern vor allem das vorgeworfen, daß sie die Abstammungsreihen viel zu einseitig nach den bloßen Hartresten der Vortiere, die ja allein erhalten sind, konstruieren, die wichtigeren Weichteile aber, Innenorgane und Funktionen, von denen man nichts wisse, ignorieren. Die wunderbare Mannigfaltigkeit der Arten in eine Verwandlungsreihe zu bringen, sei ein ungeheuerliches Unternehmen. „Alle Verwandlungen, die Kindern in Märchen vorgezaubert werden, sind stümperhafte Erzeugnisse dichterischer Einbildungskraft im Vergleich zu den ungezählten, absonderlichen Umformungen, welche an den Tieren und Pflanzen grauer Erdvergangenheit nach dem Glauben der großen E. Haeckelschen Gemeinde abgelaufen sein sollen, wohl gemerkt in kleinen, schier unmerklichen Schritten! Der sachliche Widersinn der unbedachten Annahme läßt sich unmöglich mit Worten schildern, man muß mitten in einer großen Sammlung stehen, um die verwegene Behauptung in ihrer ganzen Tollkühnheit zu begreifen."

Das war auch ein scharfer Ton. Fleischmann fand aber Sekundanten. In 261 sekundierte ihm ein Mediziner Dr. Kleinschrod („Zwei Tatsachen der Abstammungslehre") vom Lamarckischen Standpunkt aus: Darwin habe nur nach äußeren, blind „mechanisch und zufällig wirkenden Entwicklungsfaktoren" gesehen, die in den Naturwesen selbst liegenden treibenden Kräfte und inneren Entwicklungsgesetze übersehen, und seine Lehre sei für einen logisch und kritisch forschenden Denker einfach unannehmbar, am wenigsten für die Menschenentwicklung. Auch habe in der Tat keine Lehre so katastrophal auf die soziale Weiterentwicklung der Menschheit gewirkt wie die Darwinsche. „Der Arbeiter holt sich seine Weltanschauung aus der Affenlehre von Haeckel" habe ein bekannter Pädagog erklärt. Ferner bestätigte in Nr. 265 der Hygieniker an der Universität München J. Kaup in klaren, sachlichen Ausführungen („Gegen und um Darwin") die Tatsache, daß der „dogmatische Darwinismus (Weismann, Haeckel) abgetan" sei und daß gerade in der Rassenhygiene der Selektionismus (durch Ausbildung der Dreirassenlehre) verheerend gewirkt habe. In Nr. 275 erschienen wieder zwei Zuschriften von Ärzten, die eine über die Frage „Affe—Mensch", die andre mehr allgemein schildernd, daß der Kampf um Darwin mehr Geister bewege, als man glauben sollte; wie Zuschriften von überallher bewiesen.

In 277 ergriff Richard Hertwig das Wort („Abstammungslehre und neuere Biologie"), indem er in sachlicher Weise die Lehrentwicklung darlegte. Er stellte fest, daß zwar die neuere Entwicklung in der Mutationslehre von de Vries und in Johannsens Kultur der reinen Linien eine Revision des Selektionismus bedeute (anstelle der kontinuierlichen Weiterentwicklung teils plötzlich, sprunghaft neue Formen, teils Rückschläge in den mittleren Charakter der Art), daß aber doch die neueste Vererbungsforschung mit Morgan und Baur erbliche Fortbildungen ohne Rückschlag zum mittleren Artcharakter gezüchtet habe und eine Rückkehr zu den Lehren Darwins nach sich ziehe. Hertwigs Artikel ist zurückhaltend und vorsichtig, sachlich und vornehm; jede persönliche Verunglimpfung, wie sie Fleischmann widerfahren war, lehnt er ab.

Eine interessante Wendung war, daß in Nr. 282 gewissermaßen offiziell die katholische Kirche das Wort ergriff. Msgr. Stefan Leo von Skibniewski, Dr. theol. et jur. can., Protonotarius Apostolicus Titl., veröffentlichte: „Theologie und Abstammungstheorie". Er stellte die Lehre der Kirche fest, an der sie seit zwei Jahrtausenden unentwegt festhalte: Seele und Körper verschiedenen Ursprungs, jene durch Mitteilung des göttlichen Lebensodems, dieser durch Umbildung aus Erde, also Umwandlung unorganischen Stoffes in organischen, wie es „Moses als vollkommen glaubwürdiger, zuverlässiger Zeuge und Vermittler einer Offenbarung" geschildert habe. Ob die Entwicklung und Eingießung der Seele momentan oder allmählich verlaufen sei, diese und andre Fragen seien sekundär, und die Wissenschaft habe dafür Spielraum. Die Ausdehnung aber der Abstammungstheorie auf den Ursprung des Menschengeschlechts sei von der Kirche abgelehnt worden; sie bedeute auch den Kampf um die menschliche Seele. Daß Pater Wasmann darin der Entwicklungslehre entgegengekommen sei, wie in der Diskussion (von Study) behauptet worden war, sei unmöglich. (In der Tat aber hat, wie belegt werden kann, Wasmann noch mehrfach von einer möglichen „Entwicklungslehre auf theistischer Grundlage" gesprochen.) Dieser offiziös katholische Artikel erscheint mir nicht klar und bedeutend.

Das wichtigste Ergebnis der langen Debatte war ein Aufsatz von Dacqué in der Wissenschaftlichen Beilage vom 30. September: Was ist nun „Abstammungslehre"? Hier ist der ganze Gang der Entwicklungslehre klar, lichtvoll und anschaulich gezeichnet, wie es nur eine so feine Feder wie die Dacquésche vermag. Nachdem er alle Begriffe und Probleme berührt hat: Form- und Blutsverwandtschaft, Formenreihen, Urformen und Übergangsformen, „Stammbaum", fossile Formen, stellt er fest, daß die ursprüngliche Erwartung, die Paläontologie werde die Übergangsformen belegen, sich nicht bestätigt habe, wenigstens in der gedachten einfachen Weise nicht. Alle bisher gefundenen vorweltlichen Tierformen sind, ebenso wie die heutigen, so spezialisiert, daß sie keine wirklichen, sondern nur ideelle Übergangsglieder zwischen den Gruppen bilden. Ja, man kann sogar sagen, daß die Paläontologie die ursprüngliche Annahme, daß die vielgestaltigen Lebewesen sich stammbaumartig aus einer oder nur wenigen Urformen herausgebildet haben, widerlegt hat. Denn sonst müßte man, je weiter rückwärts man in die Erdgeschichte kommt, desto wenigere Formen und desto weniger spezialisierte Typen finden. Das aber gerade ist nicht der Fall: vielmehr ist nach den Befunden „der Gesamtlebensstrom nicht stammbaumartig, sondern in voller Breite, wenn auch unter den mannigfachsten Umwandlungen in Gestalt vieler Typen mit zahllosen, immer wieder aussterbenden und sich erneuernden Arten seit uralter Zeit dahingeflutet". Also nicht ein „Baum", sondern zahlreiche, nebeneinanderstehende Sträucher. Es gibt in den verschiedenen Zeitaltern gewisse, scharf umrissene Typen, innerhalb deren für eine Entwicklung Raum war. Diese Typen sind, wie Dacqué glaubt, sprunghaft (also als Mutationen) auseinander

hervorgegangen. Der in den deszendenztheoretischen Lehrbüchern gezeichnete „Stammbaum" ist ein Symbol, keine Realität. „Die Natur ist verhüllter und geheimnisvoller, als es auf den ersten Anhieb unserm begrenzten Verstand erschien." An der Abstammungslehre an sich ist festzuhalten. Über die Wege gingen die Forscher auseinander. Darwins Lehre von der Selektion ist nach Dacqué durch die neuere Vererbungslehre und durch die Mutationen „ganz und gar widerlegt". Denn wenn neue zweckmäßige Varianten sofort erblich und sprunghaft entstehen, dann kann doch die natürliche Auslese nur spätere Folge, nicht aber die wirkende Ursache sein. Die wirkende Ursache muß im Organismus selbst liegen, als eine von innen her treibende Kraft. So kommt Dacqué auf die zuerst von Eimer begründete Lehre von der Orthogenese, die besonders durch die merkwürdige Tatsache der Korrelation, d. h. des inneren Zusammenhangs aller Organe im Organismus gestützt ist; wird durch eine von außen wirkende Ursache ein Organ verändert, so ändern sich andre ohne Weiteres mit, was rein selektionistisch gar nicht erklärt werden kann. Daher haben, wie Dacqué sagt, die neuere Botanik und die Vorweltkunde im Lamarckismus (der mit der „Körperseele", d. h. einem selbständigen treibenden Prinzip rechnet) die bessere Erklärung der Artentstehung gesehen als im Darwinismus. „Wir müssen zu einer entelechischen Deszendenzlehre übergehen." „Sie verlegt die Entfaltung des Lebensreiches in die immanenten, schöpferischen Kräfte des Organischen." (Entelechie, nach Aristoteles, nennt die neuere vitalistische Biologie die instinktiv planmäßig treibenden Kräfte.) „Aber immer wieder ist es Deszendenztheorie." In diesem Punkte scheidet sich Dacqué von Fleischmann, für den er aber doch nur Worte der ehrfürchtigen Bewunderung findet (also anders als Studn, der sich nur blamiert hat). Was die Abstammung des Menschen betrifft, so wird die Frage, ob wir schon eine einwandfreie Stammreihe wirklicher Formen haben, „bündig verneint", die Frage aber, ob wir Anhaltspunkte für ein stammesgeschichtliches Werden auch des Menschen haben, bejaht. Für den Unfug der populären Naturforschung, die viel zu leichtfertig Sicherheiten konstruierte, findet Dacqué harte Worte. Zuletzt geht er noch darauf ein, daß die verschiedenen Deszendenztheorien, die Darwinsche, die Lamarcksche, die innerliche, allerdings deutlich den Geist der Nationen widerspiegeln, aus denen sie entsprungen sind, und endlich auf die religiöse Frage. „Die Wissenschaft kann nur den äußeren (mechanischen) Ablauf der Erscheinungen angeben. Über die Wesenskräfte der Welt und des Daseins oder gar über den Geist als solchen weiß sie gar nichts." Das sind transzendente Fragen. Daher kann auch die Wissenschaft niemals die Religion einengen. Im Gegenteil, Dacqué bekennt sich dazu, daß „alle Entwicklung ein Ausdruck der ewigen Schöpferkraft ist".

Hier spricht also wieder ein hervorragender Naturforscher das aus, was ich als das wesentliche Ergebnis der neueren Entwicklung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Gottesglauben schon mehrfach angegeben habe. Wir können da also nur zustimmen. Im Übrigen habe ich über diese Münchener Diskussion, bis auf wenige eingestreute Bemerkungen, nur berichten wollen. Wie wertvoll sie ist, liegt auf der Hand. Sie wirft ein scharfes Licht auf die lebhafte Bewegung im Lager der neueren Biologie, und ich halte sie für eins der charakteristischsten Zeichen der Zeit.

Meißen Artur Neuberg

Vom Wesen des Protestantismus

Eine Erwiderung *)

Im Septemberheft der „Süddeutschen Monatshefte" findet sich ein Aufsatz des Freiherrn von Mensi-Klarbach, München, der ein Werk des verstorbenen Grafen Heinrich Coudenhove-Kalergi bespricht, welches den Titel führt: „Zur Charakteristik der Los-von-Rom-Bewegung". Das Werk, das u. a. eine Parallele aufzustellen sucht zwischen Katholizismus und Protestantismus im Licht ihrer inneren Stellung zur Lebensbejahung oder -Verneinung, ist Schauplatz solch schwerer Irrtümer über das Wesen des Protestantismus, daß dem mit aller Energie, und sei es aus Laienmund, widersprochen werden muß.

Jede Religion, die diesen Namen verdient: jedes Anschauen Gottes, wirkt elementar Lebensverneinung, weil vor dem Heiligen das Unheilige zerbricht und vor dem Unbedingten das Bedingte in sich zusammenfällt. Wenn der Protestantismus, trotz dieser seelischen Erfahrung den Schritt zur Lebensbejahung wagt, so geschieht es, weil er das tausendgestaltige Leben als die von Gott gewollte Form unsres Daseins ansieht und weiß, daß, wenn überhaupt, er Gott nur auf den Wegen des Lebens dienen kann. Aus dem Glauben an das Menschenleben Christi, den er nicht mit Coudenhove als Weltflüchtling, sondern als Weltüberwinder ansieht, schöpft er den Glauben an den Wert des Menschenlebens als solchen überhaupt. Der Protestantismus ist sich klar, daß mit der Bejahung des Lebens als Prinzip freilich Hand in Hand die Gefahr der Kulturüberschätzung geht, die Mittel und Zweck verwechselt und das Ziel abbiegt von Gott weg auf die Welt. Wie aber kommt Graf Coudenhove dazu, diese Gefahr dem Protestantismus — ich spreche vom Luthertum, nicht vom Calvinismus — als ihm charakteristisch zuzuschreiben? Weiß er nichts vom Kampf um die Weltmacht der katholischen Kirche, die sich alle geistigen Faktoren, so auch die Kultur dienstbar zu machen sucht? Fühlt er nicht die Unaufrichtigkeit, die letzten Endes in dem prinzipiellen Gebot der Lebensverneinung der katholischen Kirche, verbunden mit ihrem Machthunger liegt? Im Recht ist Coudenhove zweifellos, wenn er die größere Aufopferungsfähigkeit im Katholizismus finden will, und dieser Ruhm soll keineswegs geschmälert werden! Die Wurzel, die diese Hingebungsfähigkeit nährt, ist aber gleichzeitig der Sitz des grundlegenden Unterschieds in der zentralen, religiösen Auffassung der beiden Konfessionen (nicht Religionen, wie Referent fälschlich sagt). Der Katholik will sich Gottesnähe, ewiges Leben, das Heil seiner Seele selbst erwerben durch seine Werke, durch seine Selbstverleugnung, durch Abtötung des Fleisches im unmittelbaren und mittelbaren Sinn, weil er die Welt, das Fleisch als gottwidrig ansieht. Der Protestant sucht alles eigene Verdienst aufzugeben und sich nur und allein der Gnade, die in ihm wirkt, anzuvertrauen. Daß diese Einstellung geeignet sein kann, eine weniger starke Anspannung zu zeitigen, soll nicht geleugnet werden — oder vollzieht sich bei ihm diese „Heiligung" mehr innerlich, weniger formreif und dem Auge sichtbar —?

Mit aller Energie aber ist an dieser Stelle das so häufig zitierte, noch häufiger grundfalsch verstandene Lutherwort richtig zu stellen: „Sei ein Sünder und sündige kräftig, aber sei kräftiger im Glauben usw." Zugegeben, daß dieses Wort an Melanchthon in seiner überkühnen Form schwere Mißverständnisse herausfordert, aber es trifft den Kern der entgegengesetzten Glaubensauffassung*): hier ein gläubiges „Dennoch", trotz aller unüberwindbaren Unvollkommenheit ein „Dennoch" im Ernstnehmen des Lebens in seiner Totalität, mit seinen Aufgaben und Pflichten, Freuden und Leiden, selbst auf die Gefahr hin durch eben dieses Leben immer wieder in Versuchung und Sünde, immer wieder in Kampf und innere Not verstrickt zu werden und vertrauend allein auf die vergebende Gnade; dort ein heißes Bemühen um eigene Gerechtigkeit und Heiligkeit, erworben durch gute Werke, gesteigert durch Abkehr vom Irdischen. Menschlich so begreiflich ist diese letzte Einstellung: man gibt lieber, als daß man nur nimmt und nimmt — und sei es das Nehmen aus Gottes Hand.

Ist nun dieser evangelische Glaube, wenn anders er den Namen verdient, wirklich so „bequem", wie Graf Coudenhove ihn darstellt? Stellt er nicht die gleichen ethischen Forderungen, nur in einem anderen Licht? „Nachfolge Christi" lautet diese Forderung für beide Konfessionen, und wenn die Form, in der sie diese Nachfolge verstehen, eine verschiedene ist, so darf die eine der anderen den willensreinen Ernst nicht absprechen.

Was die Stellung der Konfessionen zur Wissenschaft betrifft, so sei vom Protestantismus gesagt, daß ihm die Erscheinung im weitesten Sinn Symbol der Gottheit ist, er ihr Wesenhaftes darin verborgen — und geoffenbart — sieht, er also vor Erkenntnissen nicht zurückschrecken darf, auch wenn sie gegen sind, ihm das Weltbild, die Form, immer wieder zu zerbrechen; er steht unter dem Wort „Stirb und Werde". Das Weltbild des Katholiken ist das von der Kirche festgelegte, und wenn es der innere Gehorsam des Protestanten fordert, bis an die Grenzen seiner Erkenntnisfähigkeit, seiner kosmischen Formkraft zu gehen, so verlangt der Gehorsam des Katholiken, Halt zu machen vor diesen Grenzen. Der „bequeme" Protestant ist seinem Gewissen, das vor Gott steht, verantwortlich: der Katholik seiner Kirche. Dies soll bloß konstatiert, aber damit kein Werturteil abgegeben werden. Nur wehrt sich der Protestant intensiv dagegen, seine Glaubensauffassung unter das Coudenhovesche Kennwort „Machs dir bequem" gestellt zu sehen, ein Charakteristikum, das an Verständnislosigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Nicht um ein Herausheben des Protestantismus dem Katholizismus gegenüber hat es sich hier gehandelt; gewiß nicht. Beide Bekenntnisse sind stammelnde Versuche, das Unaussagbare des Verhältnisses Gott — Seele — Welt zu verdeutlichen. Beide meinen Ein Ziel, auch wenn ihre Wege andere Bahnen gehen. Beide ringen, auf verschiedene Weise, um das Geheimnis der Einheit vom Unsichtbaren und Sichtbaren: in beiden ruhen Irrtum und Wahrheit nah beieinander. Aber der offensichtlichen Fehldeutung, die Coudenhove am Protestantismus vollzieht, mußte widersprochen werden.

Geestemünde Sophie Seggel

*) Von den „Süddeutschen Monatsheften" nicht aufgenommen. D H

Bücher und Schriften

Althebräische Inschriften vom Sinai. Alphabet, Textliches, Sprachliches mit Folgerungen. Von Hubert Grimme. Schriftenreihe Kulturen der Erde. Darmstadt, Hagen, Gotha, Folkwang-Verlag 1923. 99 S. 23 Tafeln, 1 Schrifttabelle.

Grimme legt die 1905 im Sinaigebiet gefundenen Inschriften, in denen man heute meist und wahrscheinlich mit Recht das Zwischenglied zwischen den ägyptischen Hieroglyphen und der kanaanäisch-phönikischen Konsonantenschrift sieht, erstmals mit

*) Vgl. 1925 Nr. 9/10 Sp. 202 ff. D H

genauer Beschreibung und Wiedergabe in Photographie und Zeichnung vor, führt die schon von Anderen begonnenen Lese- und Deutungsversuche selbständig weiter, übersetzt sie und schlägt von ihrem Inhalt aus die Brücke zur alttestamentlichen Überlieferung. Die Sprache ein reines Hebräisch; Mose Adoptivsohn der Pharaonin Hatschepsut, Tempelhauptmann des im Dornbusch sich offenbarenden Gottes Jahu (ältere Form von Jahwe) vom Sinai — dies ein paar der wesentlichsten und überraschendsten Ergebnisse, wohl geeignet, einige der brennendsten Probleme der alttestamentlichen Wissenschaft zu lösen und ein Dutzend modernkritischer Aufstellungen mit einem Schlag über den Haufen zu werfen. Denn Zeit und Persönlichkeit des Mose bis hinab zur Kindheitsgeschichte sind jetzt gesichert, die Lage des Sinai, der Ursprung der Jahwereligion, Sprache und Beschriftung der mosaischen Gesetzestafeln usw. geklärt. Aber sind sie es wirklich? Kommt hier nicht etwas zuviel des Schönen zusammen? Und ist es nicht mehr, als man leicht glauben kann, wenn dieser Mose in seiner Grabinschrift die Hatschepsut mit demselben Wort, das in diesem Zusammenhang 2. Mose 2, 10 gebraucht ist, daran erinnert, wie sie ihn aus dem Nil gezogen? Bedenken wir, wie unsicher auf der einen Seite oft Lesung und Deutung, und ein wie fragwürdiges Sprachengemisch das angeblich reine Hebräisch von Grimmes Lesungen tatsächlich ist, wie schwankend auf der andern Seite der Boden der alttestamentlichen Überlieferung, so werden wir Grimme für die Vorlegung des Materials und dem Verlag für die prächtige Ausstattung gewiß recht dankbar sein, uns gegenüber diesen „Ergebnissen" aber vor der Hand mit einiger Skepsis wappnen. Walter Baumgartner

Die Lebensgeschichte Christi. Von Giovanni Papini (übertragen von Dr. Max Schwarz). München, Allgemeine Verlagsanstalt 1924. 519 S. 8 M. — Vgl. 1922 Nr. 39 Sp. 741 ff.

Das in gut lesbarer deutscher Übersetzung vorliegende Buch des Italieners Papini hat im Original einen großen Absatz gefunden; es ist bereits in 70- bis 100 000 Exemplaren verbreitet und in Hunderttausenden von Exemplaren in Amerika, England und Frankreich erschienen. Es verdankt diese Verbreitung seiner lebendigen, anschaulichen Darstellung, die es auf weite Strecken hin zu einer anziehenden Lektüre macht, und dem Erzähler biblischer Geschichten und Prediger mancherlei Anregung bieten dürfte. Freilich ist die Behandlung der einzelnen Perikopen sehr ungleichmäßig; das Auftreten Jesu in der Synagoge (S. 99 ff.) und der verlorene Sohn (S. 200 ff.) werden beispielsweise breit ausgesponnen und anschaulich geschildert, während andere kurz, oft in direktem Anschluß an den biblischen Text, wiedergegeben werden. Wirkungsvoll sind besonders manche Abschnitte der Leidensgeschichte, so die Schilderung des Richttags (S. 424 ff.), wo der Gegensatz der Feiertagsstimmung der zum Fest sich rüstenden Juden und des Leidens Christi packend herausgearbeitet wird.

So ist dem Buch eine gewisse künstlerische Wirkung nicht abzusprechen, die durch den Reichtum des Verfassers an sprachlichen Ausdrucksmitteln hervorgerufen wird; dieser Eindruck wird freilich durch eine gewisse Derbheit, ja Ekelhaftigkeit der Bilder etwas beeinträchtigt. So lesen wir in dem Gebet zu Christus, das der ganzen Darstellung den weihevollen Abschluß geben soll (S. 508): „Wir sind schief zur Welt gekommen; wir wälzen uns im Gemeinen wie der gewickelte Säugling in seiner Nässe, wie der hingefallene Säufer in dem, was er erbrochen hat." Diese Ausdrucksweise ist der Würde der Sache nicht angemessen, aber keineswegs eine vereinzelte Entgleisung.

Der Standpunkt des Verfassers ist der des gläubigen Katholiken; er will das Leben nicht eines Menschen, sondern eines menschgewordenen Gottes schildern; ein Buch wie das von Renan ist ihm in der Form, aber nicht dem Inhalt nach vorbildlich. Kritische Stellung zu der Evangelienüberlieferung wird man demnach bei ihm kaum erwarten dürfen; die Darstellung baut sich durchaus auf einer Harmonisierung der vier Evangelien auf; sogar apokryphes Material (z. B. die Namen der Frau des Pilatus Claudia Prokula und des Hauptmanns Petronius) wird gelegentlich benutzt. An Wundern nimmt er keinen Anstoß, selbst die Höllenfahrt Christi wird wie ein historisches Faktum erzählt; nicht anders die Legende von dem schauerlichen Würmerfraß des Herodes usw. Immerhin bleiben wir so von peinvoller Rationalisierung der evangelischen Geschichte verschont; wohltuend wirkt auch, daß der Verfasser, vielleicht aus unbewußtem Gefühl für die Unmöglichkeit einer solchen Konstruktion, auf die Herstellung eines chronologischen Zusammenhangs, mit Ausnahme der Leidensgeschichte, verzichtet. Auf eine Auseinandersetzung mit dem Verfasser einzugehen, für den Protestanten, Fortschrittler, Marxisten und Monisten in einer Linie stehen (S. 118) und der von Professoren, „über die ihr Gebräu aus Philologie und Metaphysik einen fatalen Rausch gebracht hatte" (S. 1), nichts wissen will, würde bei der Differenz der Grundanschauungen zwecklos sein.

Wilhelm Mundle

Die heilige Kümmernis. Unglücksfälle und Gottesglaube. Von Karl Josef Friedrich. Berlin, Furche-Verlag 1926. 144 S. 4.50, geb. 5.50 M.

Nach diesem Buche werden Viele greifen. Denn das Bedürfnis einer Theodizee ist unübersehbar groß. Und sehr tapfer greift der Verfasser die schwere Sache an. Er geht von genau dem gleichen Unglücksfall aus, den als einzigen ich in meiner Glaubenslehre Beispiels halber erwähnt habe: meine Geschichte ist aber anderswo geschehn; daß die seine historisch echt ist, geht aus all dem Mitgeteilten hervor; S. 50 begegnet dann dieselbe Geschichte wieder von anderswoher noch einmal: das wären binnen drei Jahren drei Fälle von dem gleichen grausam-blinden Mißgeschick — auch ein bezeichnender Beitrag zur Unglücksstatistik. Friedrich führt uns durch die herbe Tatsachenfülle schonungslos hindurch, ohne Härte und ohne Sentimentalität, schlicht die Wirklichkeit zeigend. Die menschlichen Versuche, ihrer urteilend, begründend, entschuldigend Herr zu werden, kommen zu Worte; als ein billiger Richter verwirft Friedrich das Unzureichende und läßt es doch in der Absicht wohl verstehn: sehr erfreulich ist, wie er S. 78 Rosegger widerspricht und ihn doch rechtfertigt (vgl. auch S. 82): „Weil der Mensch nicht sinnlos leben will, weil es ihn graut sinnlos einem Sinnlosen gegenüberzustehn, deshalb sucht er verzweifelt nach irgendeinem sinnvollen Grunde, der den Unfall verständlich macht und in das Reich des Sinnes, wenn auch der sinnvollen Schuld, hineinhebt." Die Hälfte des Buches zeigt den Tatbestand, die Hälfte unternimmt es, ihn zu heiligen. Es ist christliches Erbgut, was er da austeilt. Unrecht wäre es, hier zu skizzieren, was bei ihm in der vollen Wärme innerster Beteiligung lebt. Letztlich aus eignem Leid geboren, haben seine Vorhaltungen Kraft. Wenn er schließlich vorschlägt, man möge ihm Mittel und Wege ebnen, daß er das Buch solchen, die es besonders brauchen, zusenden könne, so entspricht das dem Geiste des Ganzen, das helfen, helfen will. Ein wenig Vorsicht wird man beim Versand doch walten lassen; denn wer all das Geschehnis, von dem die erste Hälfte redet, ernsthaft verarbeiten soll, wird dazu die Nerven haben müssen. Aber insgemein werden vom Leid Betroffene auch den alten Heidentrost, Genossen im Unglück zu haben, nicht verschmähen. Und die zweite Hälfte enthält in der Tat die Arznei für die erste. Es wird Vielen wohltun, daß der Verfasser sich die Ruhe nimmt, auf ihre Not einzugehn. Martin Rade

Frommanns philosophische Taschenbücher. Stuttgart, Friedrich Frommann. Gruppe IV. Natur und Mensch. je 0.90, geb. 1.50 M.

Band 1: **Paracelsus, Krankheit und Glaube.** Herausgeg. von Dr. Koch und Prof. Dr. Rosenstock.

Band 2: **Hobbes, das Naturreich des Menschen.** Herausgeg. von Dr. H. Schmalenbach.

Band 3: **Diderot, der Traum d'Alemberts.** Herausgeg. von Dr. Koch und Dr. Gutkind.

Band 4: **Kant, der Organismus.** Herausgeg. von Prof. Dr. V. Frhr. v. Weizäcker.

Band 5: **Lamarck-Darwin.** Die Entwicklung des Lebens. Herausgeg. von Prof. Dr. E. Ungerer.

Eine neue Gruppe von Frommanns Taschenbüchern. Diesmal wird das Problem des Verstehens des Zusammenhanges von den Vorgängen im lebenden Wesen und der mechanischen Gesetzmäßigkeit behandelt. In den einzelnen Kleinoktavbändchen ist jedesmal eine charakteristische Originalabhandlung abgedruckt und durch eine kurze Einleitung von berufener Hand erläutert. So wird auf das genannte Problem jedesmal ein Lichtblick geworfen, gesehen mit den Augen hervorragender Geister in den verschiedenen Jahrhunderten; Paracelsus 1530, Hobbes 1650, Diderot 1769, Kant 1790, Lamarck 1803, Darwin 1859. Durch diese Zusammenstellung gewinnt die Sammlung ihren Wert, während ein einzelnes Heft für sich allein kaum der besonderen Beachtung wert sein würde, da kaum noch Jemand sonst in die drei ersten Originalarbeiten einen Blick hineinwerfen würde. Von Kant wird die Kritik der teleologischen Urteilskraft abgedruckt.

Besonders interessant ist im letzten Heft die Gegenüberstellung von Darwins Arbeit mit der seines Vorgängers Lamarck. Man sieht aus der ganzen Reihe, wie der Begriff des Lebendigen mit seinen besonderen Kräften teils in Gegensatz, teils in Übereinstimmung mit der mechanischen Gesetzmäßigkeit sich langsam immer mehr klärt, und insofern ist die Bezeichnung Natur und Mensch nicht ganz zutreffend; denn eine Beziehung zum Menschen ist eigentlich nur in der Arbeit von Hobbes, der die mechanische Grundlage der Menschheitskultur behandelt.

Johannes Classen

Die Wiedergeburt durch Lagarde. Eine Auswahl und Würdigung. Von Mario Krammer. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1925. 224 S. 5 M.

Neben die große zweibändige Lagarde-Auswahl des Münchener Verlags Lehmann, die von Karl August Fischer und Paul Fischer besorgt wurde, tritt nun eine kleinere, zur Einführung bestimmte. Sie enthält in chronologischer Anordnung die am meisten charakteristischen Stücke aus den „Deutschen Schriften" und einige aus den „Mitteilungen", dazu eine vortreffliche knappe Einleitung in Lagardes Leben und Gedankenwelt. Eine biblizistische Kirche wird niemals anerkennen, daß Lagarde Wege zur Wiedergeburt weisen könne. Aber für eine Jugend, die um das Problem der Persönlichkeit und das der Gemeinschaft und namentlich um den Zusammenklang der beiden in einem deutschen Volkstum ringt, wird der Titel des Buches nicht zu hoch gegriffen sein. Doch wird sie sich ganz deutlich machen müssen, welch starken Ton der Begriff der Sünde in Lagardes Wirken hat, und

bei der Auseinandersetzung damit vielleicht zu einem anderen Ergebnis kommen, als es der Herausgeber Mario Krammer andeutet (S. 44), der sich hier auf Goethes Seite zu stellen scheint, während Lagarde in dieser Frage bei Luther steht.

Paul Stierle

Der faustische Mensch. Von Karl Justus Obenauer. Jena, Eugen Diederichs 1922. 251 S. 5.50, geb. 8 M.

In diesem Werk, das eine Ergänzung zu „Goethes Verhältnis zur Religion" ist, gibt Obenauer vierzehn Betrachtungen zum zweiten Teil des „Faust", angeregt durch die erneute symbolische Bedeutung, die Spengler und die ganze Kriegs- und Nachkriegszeit in das Wort „faustisch" gelegt haben. Für Obenauer ist Faust nicht Symbol einer Kultur, sondern der Menschheit, ein Typus von ewiger Geltung. Obenauer, der Rudolf Steiner gelesen hat und Anregungen von ihm empfangen, ohne, wie er selbst sagt, sein Weltbild zu übernehmen, geht von der Deutung Steiners des „Goetheschen Märchens" aus, und so kritisch man sich auch zu Steiner und seiner Antroposophie stellen mag, muß man doch anerkennen, daß er zweifellos ein Goethekenner ist wie Wenige und daß seine Deutung viele Dunkelheiten erhellt. Die Deutung des Märchens, daß der nur zur wahren Humanität gelangt, der von „Schuld, Leiden und Wahn erlöst, eins wird im Guten, Wahren und Schönen", wird auf die Entwicklung des „faustischen" Menschen übertragen. Es kann sich hier um keine Inhaltsangabe dieses reichhaltigen Buches handeln, sondern nur um Hervorhebung einzelner, wie mir scheint, neuer Gesichtspunkte. Homunkulus wird als ein rein gedankliches Wesen erklärt, das für Wagners Streben nach unfruchtbarem Wissen ebenso bezeichnend ist wie für Faust die Sehnsucht nach Helena, er muß in den Elementen zu Grunde gehen, um in ihnen weiter zu leben. In der klassischen Walpurgisnacht weist Obenauer auf die Wechselbeziehung zwischen dieser Erscheinung Gretchens im ersten Teil und der Meduse im zweiten hin, jedesmal ist die Walpurgisnacht als Traumbild gedeutet, in der Faust im ersten Teil seine persönliche Schuld, im zweiten die der ganzen Menschheit erblickt. Obenauer sieht keine Lücke zwischen der Walpurgisnacht und dem Helenaakt klaffen, sondern glaubt, daß Goethe mit Absicht dieses Motiv hat fallen lassen, um im Charakter der Traumwelt zu bleiben. Sehr fein zeigt das Kapitel über Wolkensymbolik Goethes Verwachsensein mit der Natur, das über die Arkadische Landschaft seine Heimatlosigkeit im Norden und ewige Sehnsucht nach dem Süden. Im Schluß betont Obenauer, daß für Goethe nicht die technische Leistung der Landgewinnung die Hauptsache ist, sondern die Idee. Faust will eine neue Gemeinschaft, ohne die Schulden der Konvention, auf neuem Land gründen, ein Gedanke, der für Goethe, dem so oft Konservatismus vorgeworfen wird, sehr bezeichnend ist. Fausts Aufnahme in den Himmel hält Obenauer für ein zum mindesten symbolisches Geständnis Goethes, daß der Protestantismus letzten Endes negativ ist und der faustische Mensch umkehren muß zur Gebundenheit des Mittelalters, da es für ihn in seinem Individualismus keine Gemeinschaft gibt; „faustisch" ist Obenauer hier Protestantismus, Humanismus, Naturumfassung; er verkennt oder kennt scheinbar nicht die vom Protestantismus und den großen Reformatoren übernommenen und weitergebildeten Gedanken der unsichtbaren Kirche und Gemeinschaft der Heiligen, die im lebendigen Protestantismus der Gegenwart weiterwirken. Das letzte Kapitel handelt nochmals eingehend von Goethes Gottesglauben, vergebens sucht aber Obenauer, einen persönlichen Gott für Goethe zu erweisen, sein Glaube an die Gottheit trägt doch mehr antike als christliche Züge. Es sei noch zum Schluß darauf hingewiesen, daß das Buch nicht nur Betrachtungen über Faust umfaßt, sondern auch Hinweise auf die anderen Werke Goethes gibt, in denen „faustische" Gedanken berührt werden.

Erna Ohm

Rom im Mittelalter. Von Ferdinand Gregorovius. (Bücher der Bildung, Band VI und VII.) München, Albert Langen 1924. Zwei Bände. 277 und 338 S. Je 3 M.

In der kleinen, von der alten Ordensveste beherrschten ostpreußischen Stadt Neidenburg steht ein Denkmal, das Dankbarkeit dem Ehrenbürger der Stadt Ferdinand Timotheus Gregorovius gewidmet hat. Es birgt in seinem Innern die Aschenreste von zwei Söhnen des um die Wiederherstellung der Burg hochverdienten Mannes: des Geschichtsschreibers der Stadt Neidenburg, Julius Gregorovius, und des Geschichtschreibers und Ehrenbürgers der Stadt Rom, Ferdinand Gregorovius. In diesem Monument ohnegleichen wird der außerordentliche Radius von Ferdinand Gregorovius Wirken gewissermaßen plastisch sichtbar. Seine Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, ein Werk erstaunlichen Gelehrtenfleißes, hingebender Liebe und vollendeter Einfühlung, ist zugleich Krönung eines durch Generationen fortgesetzten deutschen Ringens um die Eroberung der Ewigen Stadt. Zu seinem Ruhm braucht nichts mehr gesagt zu werden, aber das Buch ist seit langem vergriffen, und so ist es äußerst dankenswert, daß der Langensche Verlag in seiner neuen Bücherreihe eine Anzahl bezeichnender Kapitel zusammenfügt. Beginnend mit einer ganz groß hingestrichenen Darstellung vom „Begriff der Stadt Rom" führt die Auswahl von der Gothenzeit über Gregor und Karl den Großen, die Ottonen, die Kämpfe zwischen Gregor VII. und Heinrich IV., die Hohenstaufenzeit und Innozenz III. bis zu Bonifaz VIII., um schließlich mit einem knappen Umriß von Dantes Reichsideal zu schließen. So ist ein Lesebuch entstanden, das in schön gerundeten Abschnitten Bild auf Bild, jedes stilistisch rein und in sich vollendet, vorführt; aus ihm spricht ein großer Gelehrter, der zugleich, wenn kein großer Dichter, so doch eine echt dichterische Natur war.

Heinrich Spiero

Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Volksausgabe. Band 3: Erinnerung und Gedanke. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta 1925. 218 S. Geb. 3 M.

Daß der berühmte dritte Band, den Jeder kennen muß, der die deutsche Geschichte unserer Zeit verstehen will, jetzt auch in der (kleinen) Volksausgabe herausgekommen ist, wird Vielen erwünscht sein. Ein gründliches Register ist beigefügt. G R

Die Kultur des deutschen Proletariats im Zeitalter des Frühkapitalismus. Von Hermann Buddensieg. Lauenburg (Elbe), Adolf Saal 1923. 178 S. 2.50 M.

Während der Historismus der abgelaufenen Periode die geschichtlichen Phänomene als ein zufälliges Konglomerat von Ereignissen und Taten ohne inneren Zusammenhang betrachtet hatte, hat die moderne Biographik in einer — durchaus begreiflichen — Reaktion die einzelnen Menschen und Geschehnisse von jedem geschichtlichem Zusammenhange losgelöst; bemüht, unter der Veränderung der äußeren Formen die Gleichheit des einen Wesens aufzuweisen. Es scheint, daß diese, durch die Namen George und Gundolf charakterisierte Methode nunmehr abgelöst wird durch eine neue, in der das Einzelphänomen hineingestellt wird in einen metaphysischen oder ideengeschichtlichen Zusammenhang: sein geschichtlicher Ablauf ist eine reale Veränderung, aber sie ist mehr als ein mehr oder weniger zufälliges Nebeneinander von Einzelgeschehnissen, sie ist ein innerer sinnhafter Wachstums- oder Verfallsvorgang, bedingt durch eine überempirische Größe, mag man diese nun Leben, Idee oder Gott nennen.

Die neue Methode hat ihre erste glückliche Anwendung gefunden bei dem Heidelberger Nationalökonomen F. Muckle.

Sein Schüler Buddensieg geht aus von der Gestalt Wilhelm Weitlings, des „Utopisten", der in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter den deutschen Handwerkern des Aus- und Inlandes als Verbreiter und Prophet revolutionärer Ideen wirkte. Aber es ist nicht ein Einzelner, der einer ihm fremden Masse gegenübersteht, sondern er ist der Exponent des Kulturwillens im Proletariat jener Zeit*). Nach Buddensieg sind im deutschen Sozialismus wie in jedem Lebensvorgange zwei Kräfte wirksam: Machtwille und Erlösungsstreben. Sie werden in jener Zeit repräsentiert durch Marx und Weitling. Marx, der Denker, der von der Wirtschaft aus die Gesellschaft umwandeln will, und Weitling, der den umgekehrten Weg beschreitet: von einem religiösen Glauben aus kommt man zur Bruderliebe, und damit zur neuen Gesellschaft.

Die Bedeutung des nicht nur klar und schön, sondern auch gläubig geschriebenen Buches von Buddensieg scheint mir in dem deutlichen Aufweis der ganz verschiedenen Quellen von Gesellschaft und Wirtschaft zu liegen, so eng auch beide zueinander gehören mögen. Die rein seelische Einstellung, wie sie durch Weitling vertreten wird, führt zu Bruderbünden; aber eine neue Wirtschaftsordnung kann nicht aus Begeisterung allein geboren werden, sie bedarf der Wissenschaft und der wirtschaftlichen Erfahrung.

Man kann mit Freude feststellen, daß die von Buddensieg befolgte Art der Darstellung es vermag, geschichtliche Phänomene durch den Aufweis der in ihnen wirksamen ewigen Ideen der Gegenwart nahe zu bringen, ohne ihnen doch ihren geschichtlichen d. h. zur Vergangenheit gehörigen Charakter zu nehmen. Auch er sieht an Weitling wie an Marx deutlich, was geschichtlich überholt ist. Aber er hat Ehrfurcht vor der Geschichte, er sieht sie nicht einfach als etwas Zufälliges an, sondern sucht sie weiterzubilden.

Daneben halte man nun einmal eine aus Gemeinschaftskreisen stammende Auseinandersetzung mit diesen Fragen, die leider typisch zu sein scheint: G. F. Nagel „Kommunismus und biblische Weltanschauung" (Bücherei Montanus, Barmen-Wichlingshausen 15 S.). Auch hier wird die kommunistisch-sozialistische Bewegung der Gegenwart in einen großen Zusammenhang hineingestellt: es sei an ihr nichts Gutes, alles sei Werk des Antichrist, entweder Gipfel der Lasterhaftigkeit oder täuschende Vorwegnahme dessen, was der Messias erst bringen werde. Wohl gibt sich die in der Schrift zum Ausdruck kommende Gesinnung den Anschein, als wenn sie auf die Zeichen der Zeit achte, aber ist jene prophetische Gebärde nicht vielmehr Verblendung gegen die Geschichte?

Otto Piper

Lebensführung. Von Fr. W. Foerster. Erlenbach-Zürich, München und Leipzig, Rotapfel-Verlag 1924. 123.—132. Tausend. 340 S. 3.80, geb. 5 M.

Lebenskunst. Der Weg zum deutschen Kulturprogramm. Von Ernst Bittlinger. Berlin, Walter de Gruyter 1924. 249 S. 3.50, geb. 5 M.

*) Darf ich hierzu an den Vortrag von Paul Drews auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß in Heilbronn 1909 erinnern: „Die Kirche und der Arbeiterstand". D H

Außer der ersten Hälfte ihres Titelwortes haben diese beiden Bücher fast nichts gemeinsam, ja sie sind, gleichsam als Buchpersönlichkeiten, die denkbar größten Gegensätze. Wer „Lebenskunst" in dem unmittelbar aufgehenden und durchaus guten Sinn dieses Begriffes sucht, wer mit klugen und feinen, freundlich-schlichten und doch starken Worten Rat und Weisung erhalten möchte, wie er die großen und kleinen Aufgaben des Lebens angreifen muß, und wie er, ob sie ihm gelingen oder nicht, jedenfalls sich selbst an ihnen zur menschlichen Vollendung emporringen kann und soll, der greife zu Foersters Buch. Und wer als Erzieher die Pflicht hat, diesen Führerdienst den Heranwachsenden zu leisten, der greife erst recht danach und gebrauche es, wie er gerade kann: nehme es als „Präparation" selbst zur Hand oder lege es zur selbständigen Lektüre in die seines Zöglings oder aber — was nicht das Schlechteste ist — er lese es mit diesem gemeinsam. Aber dann nicht wie einen „Stoff" mit Lektionen-Einteilung. Denn sein Inhalt ist gar nicht in diesem Sinn ein abgeschlossener und erschöpfend behandelter Stoff oder gar etwas wie Lernstoff: er ist kein theoretisches System vom Leben und von der Kunst es zu leben, sondern eine Fülle von Einzelstücken, die zwar übersichtlich geordnet und nach Verwandtschaften in Gruppen zusammengefaßt sind, aber in keiner Weise als Gesamtheit ein System darstellen sollen. Sie sind vielmehr vom Leben selbst gestellte, vom Verfasser nur in Worte gefaßte und in glücklicher Form zusammengestellte und auf den Weg der Lösung gewiesene Aufgaben. Dies ist ein besonders beachtenswerter Punkt: es kann sich ja auch im Leben selbst immer nur darum handeln, über die tatsächlich auftretenden Aufgaben und Situationen durch Überlegung und Selbstbesinnung zur Klarheit und Entscheidung zu gelangen, nie aber darum, ein bereitgehaltenes theoretisch-doktrinäres System im programmgemäßen (aber nie eintretenden!) Ablauf seiner Fälle „anzuwenden". Gerade eine solche immer wieder zu übende Selbstbesinnung, ein immer wieder erkämpftes Beharren auf dem guten Weg ist es, wozu dieses Buch „systematisch" — aber nicht im Sinn doktrinärer Theoretik — anleitet: wozu es bei geschicktem Gebrauch erzieht. So führt es im wahren und vollen Sinn und in sachgemäßester wirksamer Weise zur „Lebenskunst".

Ein unvergleichbar Anderes ist Bittlingers Buch. Nicht als ob in der Höhe der ganzen Gesinnung und der Auffassung der Lebensaufgaben eines dem andern nachstünde. Auch manche wertvollen und in ihrer Formulierung sicher auch von Foerster bejahten Ratschläge zur Lebenskunst im höchsten Sinn des Wortes sind hier zu finden. Aber die Substanz des Buches ist doch eine völlig andere.

Foerster stellt den Leser immer wieder der Realität der Dinge und des Lebens selbst gegenüber, und nur so weit, als sich die geradeswegs auf diese Realität gerichteten Gedanken entfalten, mit ihr ringen und sich zu Entscheidungen aus letzten Tiefen heraus festigen, tritt er selbst in diesen Gedanken als helfendes, Richtung weisendes Medium dazwischen. Bittlingers Buch dagegen ist eine zwischen den Menschen und die Welt seiner Lebensaufgaben hineingebaute systematische Theorie über die Lebenskunst. Bei Foerster wächst die Lebenskunst aus dem Können-müssen und Können des Lebens selbst, gefördert durch die dargebotene Hilfe. Bei Bittlinger ist die Lebenskunst eine Betätigung auf der Basis einer wissenschaftlich geformten (genauer: in der Form wissenschaftlicher Systematik versuchten) Theorie von der Lebenskunst und ihren Elementen, sogar von der theoretisch bewiesenen „Notwendigkeit" dieser Lebenskunst-Theorie selbst.

Sollte wirklich aus der in diesem doktrinären Reflexionismus auftretenden Zerbrochenheit aller primären und ursprünglichen Lebensfunktionen eine echte Lebenskunst erwachsen? Was „Leben" ist, was „Kunst" ist, und vollends was „Lebenskunst" ist, kann nicht radikaler verfehlt werden. Das Begriffspaar gewinnt hier jenen bekannten Sinn eines Gegensatzes, den es für die Reflexion der Überkultur hat: in dieser „Lebenskunst" ist das Lebenkönnen das „Kunst"-produkt einer Theorie — sogar nur einer Scheintheorie —, weil es aus seinen natürlichen Lebenskräften und -trieben heraus nicht mehr erwächst. Eine solche Theorie kann selbst nur das Symptom eines Lebenszerfalles im Senilitätsstadium eines kulturellen Organismus sein. In der Tat kommt dieser Sachverhalt mit immanenter Notwendigkeit auch zum Vorschein: aus der aufgebauten Theorie heraus werden Institutionen entworfen, welche das Leben im Sinn eines fixierten Kulturideals, das gegenwärtig im aussichtslosen Zerfall begriffen sei, wieder stützen und erhalten sollen. So ersteht innerhalb der ganzen Theorie von der Lebenskunst aus diesen fundamentalen Verhältnissen ihrer Anlage ein sehr umfangreicher Komplex, der von dem originalen und unmittelbaren Sinn des Themabegriffs weit abliegt. Wenn der Verfasser diesen Begriff dann trotzdem gewaltsam streckt und von den „lebenskünstlerischen" Institutionen (Kirchen, Wissenschaften, Vereinen, Theatern u. a.) spricht, hat er kaum Aussicht, verstanden zu werden oder gar mit einem solchen lebenskünstlerischen Kulturrettungs-Programm eine praktisch fruchtbare Wirkung zu erzielen. Jedenfalls steht soviel fest, daß diese Terminologie samt ihrer Theorie in keiner Weise beanspruchen kann als wesentliche und neue Erkenntnis gewürdigt zu werden; denn was sie an sachlichem Inhalt besitzt, ist in der bisher üblichen Sprache und in der heutigen Kenntnis vom Wesen und Wert dieser Kulturinstitutionen längst vorhanden.

Damit sei noch kurz auf die Theorie als solche eingegangen, die nach Bittlingers Anschauung von grundlegender und mannigfach umwälzender Art sein soll, obschon ihr eine entsprechende Beachtung nicht zuteil werde.

Seine „dynamische Auffassung" des Menschen — an sich eine zu bejahende, aber in einer echten Theorie ganz anders zu verwirklichende Absicht — führt er in der Weise aus, daß er den Menschen als ein Gebilde von „Trieben" begreifen will und dabei schließlich Namen und Begriff jeder menschlichen Betätigung mit dem Zusatz „Trieb" versieht. Die Erfahrung, daß eine in den logischen Formen und Funktionen einer solchen Konzeption entfaltete Theorie keinerlei Erkenntniswert besitzt, hat die Wissenschaftsgeschichte längst im Großen gemacht und auch die Nachwirkung des jüngsten Falles hält noch vor, den die junge Psychologie brachte, als sie in genau entsprechender Weise den Begriff des psychischen „Vermögens" verwandte und schließlich doch zum Bewußtsein der totalen Leere auch der umfangreichsten und komplizierteſten Theoriebauten dieser Gattung kam. Einzelheiten, auch interne Unstimmigkeiten dieser Triebe-Theorie, treten dann hier, obschon sie an sich reizvolle Betrachtungen veranlassen mögen, nicht mehr in unser Bildfeld.

Nachdrücklich sei aber nochmals hervorgehoben, daß in diesem Buch noch ein ganz anderes, nicht gerade schwaches Element von „prophetischer", weckender, sorgender, helfender Art steckt und wohl selten sichtbar, fast immer aber sehr stark fühlbar ist. Die Frage ist, ob es sich von seiner durchaus toten und ertötenden doktrinären Sphäre, in der es jetzt gleichsam seine Materialisation sucht, lösen und in eigener Form und Kraft hervortreten kann. Dann wird man ihm wegen seines unbestreitbaren hohen Wertes jedes erreichbare Maß von Wirksamkeit und Erfolg wünschen.

Friedrich Engelhardt

Mein Tagewerk. Von Johannes Reinke. Mit einem Bildnis. Freiburg i. Br., Herder 1925. 504 S. 7.50, geb. 9.50 M.

Fünfzig Jahre Professor, vierundzwanzig Jahre Mitglied des preußischen Herrenhauses! Eine ungeheure Zahl bedeutender Männer aus akademischen Kreisen, aus dem Hochbeamtentum und der Politik kamen mit diesem arbeitsfrohen Leben in Berührung, gebend und nehmend. Nach allen Seiten ist es offen, um zu empfangen, das Aufgenommene dem schon Vorhandenen anzupassen, der eigenen „Dominante" zu unterwerfen und dann als immer neugebildeter Verdichtungspunkt Strahlen nach allen Seiten auszusenden. So erscheint die Entelechie Johannes Reinkes, deren Entwicklung durch siebenundsiebzig Jahre hindurch von ihm selbst nun in ruhiger, manchmal episch breiter, immer den gewissenhaften Naturforscher verratenden Form dargestellt ist. Noch einmal zieht an uns der Streit mit Haeckel vorüber, bei dem es sich um den überpersönlichen Gegensatz von Theismus und Atheismus handelte, erleben wir mit die Kriegszeit und die Tage der Revolution, mit konservativem Auge geschaut, hören wir von den botanischen Forschungen und Reisen, nehmen Teil an dem beständigen Ringen, Glauben und Naturwissenschaft zu versöhnen, den Nachweis zu erbringen, daß gerade der denkende Naturforscher gedrängt werde, den Grund für die Wirklichkeit, mit der er es bei seiner Forschung zu tun hat, im Geistigen zu begreifen. Immer wieder tönt die Mahnung aus des Naturforschers Munde, daß wir Gott nicht vergessen dürfen, wenn wir die Welt auffassen wollen, wie sie in der Tat ist.

Bernhard Hell

Arbeit — Glaube — Liebe. Das Glaubensbekenntnis eines deutschen Christen. Von Oskar Dinglinger. Berlin, E. S. Mittler und Sohn 1925. 171 S. Geb. 10 M.

Wenn man ein Buch in einem so schönen Geschenkeinbande und von einem so frommen Verfasser in die Hand bekommt, erwartet man nach dem Titel eigentlich einen anderen Inhalt. Man erwartet ein religiöses Lebensbuch. Das soll auch dieses „Glaubensbekenntnis" sein; aber dazu enthält es doch zu viel schulwissenschaftlichen Ballast. Man erhält den Eindruck, daß der Verfasser ungeheuer viel gelesen hat und daß er dieses Gelesene bei jeder Gelegenheit an den Mann bringen will. Daher ein Überfluß von Zitaten aus allen möglichen Gebieten und eine Quellenangabe von über 20 Seiten! Diese Vielseitigkeit bedeutet einen Mangel an Sachlichkeit und Konzentration. Verfasser läßt sich viel zu leicht durch selbst gestellte Gegenfragen zu Abschweifungen vom eigentlichen Thema verleiten. Wenn man den Inhalt des Buches mit dem Haupttitel vergleicht, so muß man sich doch sehr wundern, daß nicht eine einzige Kapitelüberschrift auf die Liebe Bezug nimmt, sondern daß der Leser vielmehr belehrt wird über das Wesen des Lebens, über die Bewußtseinsstufen des Menschen, über den genialen Menschen, über die Sexualwissenschaft usw.

Im Einzelnen: sollte die Seele des Menschen wirklich nichts Anderes sein als nur „eine Summe von Vorstellungen" (S. 49)? Der Begriff des Glaubens scheint mir zu intellektualistisch gefaßt. So wird wiederholt behauptet, daß die Seele an sich sterblich sei und daß sie nur dann unsterblich werde, sobald der Mensch an die Unsterblichkeit glaube. ... Was sollen ferner die dogmatisch-theologischen Ausführungen über die Dreieinigkeit? Ebenso entbehrlich ist der Musteraufsatz über die Lösung des Fausträtsels. Das alles sind überflüssige Exkurse, die zum mindesten hätten kürzer au-

fallen können. Interessant ist die Stellungnahme des Verfassers zur Ehe und zum Kriege. Um der Heiligkeit der Ehe willen fordert er eine leichtere Lösbarkeit der Ehe, als es nach den bisherigen Gesetzen möglich ist. In der Ehrabschneidung durch eine feindliche Nation sieht er ein weit größeres Verbrechen als in dem berufsmäßigen Töten der Soldaten und beruft sich dabei auf Matth. 5, 21—22. Bei der sonst bewiesenen deutschen Gründlichkeit des Verfassers wäre es freilich erwünscht gewesen, wenn er auf das eigentliche Wesen der Ehre und die Möglichkeit ihrer Verletzung etwas näher eingegangen wäre. Was die politischen Ansichten des Verfassers (S. 145) betrifft, so darf man die Überzeugung haben, daß er nach der Lektüre von Bismarcks Lebenserinnerungen und der Akten des Auswärtigen Amtes seine Meinung ändern wird. Das vorliegende Buch stellt keineswegs — wie der Verlag behauptet — „die Philosophie des 20. Jahrhunderts" noch „das unverfälschte Christentum" dar, wohl aber einen durch und durch ehrlichen Versuch, über Fragen der Welt- und Lebensanschauung ins Reine zu kommen. Die Gedanken sind besonnen und vernünftig vorgetragen, die Sprache ist sehr leicht verständlich, stellenweise im Dorfpredigtton gehalten, stellenweise aber doch zu nonchalant. Man sagt nicht „abstoßen tun" (S. 75) und auch nicht „das Gehalt, was" (S. 142). Das Beste an dem Buche ist die unbedingte Offenheit und rücksichtslose Ehrlichkeit, die Dinglinger gegen Andere und gegen sich selbst beweist. Einen solch lauteren Charakter muß man achten, muß man lieben.

Alexander Beyer

Apologia pro vita sua. Von John Henry Kardinal Newman. Geschichte meiner religiösen Überzeugungen (Ausgewählte Werke Band 1.) Mainz, Mathias Grünewald-Verlag 1922. 352 S. 8 M.

Christentum. Ein Aufbau. Von J. H. Newman. Acht Bändchen. Erste Abteilung: Weg im Christentum (Band 5—8). In der Mitte: Einführung in Newmans Wesen und Werk (Band 4). Aus Newmans Werken, zusammengestellt von Erich Przywara S. J. Übertragungen von Otto Barrer S. J. Freiburg, Herder 1922. 14.40 M. Geb. 21.20 M.

Newman erfreut sich bei uns in Deutschland steigender Beachtung. Das hat tieferliegende Gründe. Diese Beachtung des tiefschürfenden Gegners des Liberalismus wächst zu einer Zeit, wo liberale Theologie aus eigener Kraft beginnt, sich selber zu überwinden, und damit einen neuen Beweis bringt für die Zuversicht, daß alle Wege, geradeaus zu Ende gegangen, zu Gott zurückführen müssen, wenn sie nur von ihm ausgegangen sind. Zu diesem mehr äußerlichen Grund kommt die nahe Verwandtschaft so vieler neueren Bestrebungen auf dem Gebiet der kirchlichen Einrichtungen, Gebräuche, Riten, Zeremonien mit seinem Versuch der via media, des Mittelwegs zwischen römischer Kirche und Anglikanismus (— NB. Für das Verständnis Newmans ist es wesentlich, daß er vom Anglikanismus herkommt, nicht aus einer der evangelischen Kirchengemeinschaften des Festlandes! —): ein Weg, der ihn in seinem Verfolg nach Rom führte, dazu seine klare Erkenntnis, daß christliche Kirche nie und nimmermehr eine nationale Einrichtung sein kann, sondern der Leib Christi „die Braut des Lammes" ist, oder nicht Kirche ist, und seine starke Betonung der Absolutheit Gottes, der uns im Antlitz Jesu Christi aufgeleuchtet ist.

Die Apologie gibt als ein Bekenntnisbuch Newmans Stadien auf dem Lebensweg zur Konversion. Die Auswahlbändchen des Herderschen Verlags wollen einen Querschnitt durch Newmans Theologie geben und bringen dabei zur guten Hälfte Auszüge aus Schriften seiner anglikanischen, noch nicht katholischen Zeit, aus denen, wie aus all den späteren, ein reines Christentum hervorleuchtet; wie denn Newmans Lebensfrage die Frage nach dem reinen apostolischen Christentum war. Die gut ausgestatteten Bändchen sind indes keine bloßen Theologenbücher, sondern darüber hinaus Andachtsbücher, die dem gebildeten Katholiken vor seinen Gedanken das gute Gewissen geben, bei seiner Kirche zu bleiben, Andachtsbücher, die mit dem, was sie über Gott, Christus, Gotteskindschaft, Gebet, Gemeinschaft bringen, auch zu uns sprechen, nur daß wir, wo Newman „katholischer Glaube" sagt, „christlicher Glaube" sagen und „Gemeinschaft der Christusjünger", wo er „katholische Kirche" sagt. Der Katholik sieht da zu absolut und zu früh verwirklicht, was wir erst in unendlicher Annäherung verwirklicht sehen können: Es gibt nur eine volle Offenbarung Gottes: Christus! Und die Kirche ist nicht dessen weitere Erfüllung, sondern Er ist Verheißung und Erfüllung; und die Kirche, wenn sie nicht gar Abfall von ihm ist, so ist sie immer doch unendlicher Abstand von ihm, sofern und so weit Gott und Welt voneinander verschieden sind. Sie ist erst auf dem Weg zum Ziel (— oder schon nicht mehr —), doch nicht am Ziel.

Karl Wessendorft

Sören Kierkegaard. Ausgewählte christliche Reden. Aus dem Dänischen übersetzt von Julie von Reincke. Gießen, Töpelmann 1923. Dritte Auflage. 2.40, geb. 3.50 M.

Es handelt sich um fünf Reden über „Heidnisches Sorgen" (Matth. 6, 24 ff.) und drei über „Stimmungen im Leidenskampf". Die Predigten sind orientiert an lutherisch-orthodoxer Dogmatik, die dann und wann stark durchklingt. Bilder, Vergleiche, Ausdrücke sind oft sehr geistvoll, tief und haben auch dem Gegenwartsmenschen noch was zu sagen. Daneben viel Künstelei, fast Spielerei, die den Eindruck der Mache weckt. Ja, es schimmert auch eine gewisse Eitelkeit hindurch. Diese Eindrücke werden bestätigt durch persönliche Erinnerungen seiner Nichte K. Lund, die als Anhang beigegeben sind. Das Bild Kierkegaards und seines Vaters möchte man nicht missen. Die Reden gewähren einen guten Einblick in Kierkegaards Eigenart dem, der sich einmal mit diesem oft Genannten beschäftigen möchte. Da der Reinertrag für das „Elisabethenstift" in Darmstadt bestimmt ist, so möge dieser Hinweis Leser und Spender sammeln.

Gustav Meyer

Der wiederkehrende Christus. Eine groteske Erzählung. Von Ricarda Huch. Leipzig, Inselverlag. 1926. 253 S. 7 M.

Dieses Buch ist ein Versager, doppelt schmerzlich, weil es von Ricarda Huch stammt, der wir nicht nur beste Literatur, sondern auch „Luthers Glauben" und den „Sinn der Heiligen Schrift" verdanken. Es ist weder originell in der Idee noch wertvoll in der Durchführung und bisweilen auch schwach in der Sprache. Dieser moderne Christus zaubert das Blaue vom Himmel herunter, läßt Flugzeuge abstürzen, öffnet im Gefängnis durch seinen Willen dicke Türen so lautlos, daß ihn jeder Türschloßfabrikant beneiden müßte, macht Kranke wieder gesund usw. Warum auch nicht, denn der erste Christus tats ja auch, bis auf das Flugzeug! Aber der tat auch noch Anderes, predigte und hatte Furcht vor der zauberwütigen Menge, und seine Wunder kennten sich ausweisen vor seiner Predigt des Reiches Gottes und der Liebe. Aber der Christus der Ricarda Huch ist nur ein Simon Magus, dessen Predigt, wenn er schon mal predigt, merkwürdig mager ist. Doch, der Untertitel heißt „Eine groteske Erzählung". Vielleicht soll der Nachdruck auf dem Betrieb liegen, den die Menschen um Christus machen. Ja, genug Betrieb wird gemacht. Die evangelische Kirche reißt sich um den Mann, in trautem Verein mit der katholischen, das Kapital nicht zu vergessen. Sie klagen den widerstrebenden Christus an, genau wie in der Bibel. Und sie nehmen ihn in Gewahrsam, wie in der Bibel. Aber sterben tut der Christus nicht. Er fliegt mit dem Flugzeug davon. Von der Phantasielosigkeit zu schweigen, leidet das Buch an einem Grundfehler: es malt zu dick, um den Amerikanismus wirksam und kurzweilig zu persiflieren, und deshalb ist es langweilig. Wollte es uns unterhalten, so hätte es um ein Haar die Dinge ernster nehmen müssen, sowohl Christus als den Betrieb; aber einen solchen Konsistorialrat als Vertreter der evangelischen Kirche, wie ihn Ricarda Huch malt, kennt selbst der Simplizissimus nicht, und einen solchen Nuntius als dessen katholischen Mitspieler, der trotz seiner siebzig Jahre und seiner Tonsur noch Geschmack am weiblichen Geschlecht findet, wagt nicht einmal ein Kommunist in der Parteiversammlung zu zitieren. Um ein Haar ernster nehmen! Da sie es diesem Stoff gegenüber anscheinend nicht kann, wäre das Buch besser ungeschrieben geblieben; so ist es nicht nur religiös, sondern noch viel mehr künstlerisch wertlos.

Hans Schimmelpfeng

Verkündigung. Ein geistliches Stück in 4 Ereignissen und einem Vorspiel. 1922. 173 S. 5, geb. 7 M. — **Der Tausch,** Drama in 3 Akten. Von Paul Claudel. Übersetzt v. Jakob Hegner, Dresden, Hellerau. 150 S. 4.50 M.

Claudels Dramen sind Werke großgeistiger Dimension. Während das erstere die Mysterien des menschlichen Leidens gestaltet und die Erlösung durch die duldend tätige Liebe, ist das zweite tiefproblematischer Natur in den besonderen Beziehungen Mann und Weib. Tiefer aber als im Erotischen liegen die Widersprüche: Die Abgründe des Bösen sind aufgerissen, alle Instinkte menschlichen Wesens aus der Latenz in die Wirklichkeit des Lebens gestellt, in den zerstörenden wie segnenden letzten Konsequenzen personifiziert. Und zwar in beiden vorliegenden Dramen, im geistlichen Stück, das im legendaren Charakter die Schönheit der Violaine, aus deren aussätzigem Leib das tote Kind Leben saugt, gestaltet, ... das aus breiter historischer Resonanz des fränkischen Mittelalters mit den Glocken von Marienberg wie ein Urgesang des aus dunklen Kräften reifenden Lebens tönt — wie im Tausch, da ebenso die Natur (des Meeres hier) mit erregt ist im Geschick der Leidenschaften aufgewühlter Seelen, die jede im besonderen so kompliziert sind, daß sie selbst so wenig wie der „Inhalt" und die Lösung des Werkes auf eine kurze Formel zu bringen sind. Paul Claudel ist gewiß nicht ohne Metaphysik, und stark wirksam sind die odenhaften Monologe lyrisch-dichterischer Sprache, bildhaft und rhythmisch-musikalisch überaus schön — auch in der Übersetzung. Die Herausgabe dieser Bücher erweist, daß trotz des noch anhaltenden Hasses der Nationen die Gemeinschaft der Geistigen (zu der wir gerne bereit sind) nicht ausgeschlossen zu sein braucht.

Erich Bockemühl

Altrussische Bauerngeschichten. Nacherzählt von Harriet v. Rathlef-Keilmann. Berlin, Furche-Verlag 1926. 56 S. 2.40 M.

Sechszehn Geschichten, sehr verschieden an Stil und Gehalt; ihre Volkstümlichkeit ist außer Zweifel; wer den Titel liest, weiß, was er zu erhoffen hat, und wird in seiner Bewertung nicht betrogen werden. Zwei Geschichten darunter von Jesus und Petrus: ob

es wohl eine umfassende wissenschaftliche Untersuchung dieses Jesus-Petrus-Motivs gibt? Die eine Geschichte mutet einen fast modern-protestantisch an: Jesus hört lieber ein Volkslied aus reinem Herzen als ein geistliches Lied ohne Andacht und Innigkeit. Petrus verwundert sich erst darob und begreift dann. R

Die güldne Sonne. Liederbuch des Bundes für Gegenwartchristentum, herausgegeben von der Ortsgruppe Dresden. Verlag Alexander Kaufmann, Dresden A. 10. 3 M. Partiepreise.

Wenn aus dem Mensingschen Kreis ein Liederbuch hervorgeht, so muß es sich gefallen lassen, daß man einen besonders hohen Maßstab daran anlegt. Denn Liederbücher gibt es nachgerade genug, und ein neues wird sich verantworten müssen, ob es seine Existenzberechtigung nachweisen kann. Seine besondere Note erhält das Büchlein eigentlich nur durch die Mensingschen Dichtungen: sie werden seinen Freunden und Stimmungsverwandten das Wertvollste sein. Alles Andere aber bietet kaum etwas, das in der großen derartigen Literatur hervorstäche. Es wird Jeder, der sich mit Volksliedern und ihrer Neuerweckung durch die Jugendbewegung befaßt hat, gelegentlich das Bedürfnis haben, sich einmal seine eigene Zusammenstellung aus diesen Schätzen zu machen, und die wird bei Jedem anders ausfallen. Es liegt uns deshalb fern, mit Mensing über die Aufnahme oder Nichtaufnahme einzelner Lieder zu rechten. Aber wäre es nicht besser gewesen, er hätte seinen Freunden eins der zahllosen hübschen Liederbücher aus Wandervogelkreisen oder von ähnlicher Herkunft in die Hand gegeben und böte dazu einen Ergänzungsteil, der viel ausführlicher das gute geistliche Volkslied zur Geltung kommen läßt, und zu dem sich gewiß auch noch mehr arzeitgenössischen Neudichtungen und Vertonungen finden ließe? Was uns hier vorliegt, rechtfertigt doch den stolzen Anspruch, das Liederbuch des Bundes für Gegenwartchristentum zu sein, nicht ganz. Sollen wir einzelne Anstände nennen? Wir können nicht auf die Melodie, nach der wir bisher das liebliche Weihnachtslied sangen „Schlaf, mein Kindelein" nun auf einmal Mensingsche Verse singen, die aus einer ganz anderen Stimmung fließen. Wir können es nicht begreifen, wie man vom Abendlied des Wandsbecker Boten die Strophe fortlassen kann „Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder". Wir sind auch bei Volksliedern nicht für Änderungen, selbst wenn Einem oder der Anderen eine Zeile nicht gefällt — die vierte Strophe von „Ade zur guten Nacht" braucht davon keine Ausnahme zu machen. Endlich: der Preis ist bei der gebotenen Ausstattung des Buches zu hoch. Wenn wir einen Vorschlag machen dürfen: Mensing sollte sich mit Diederichs in Verbindung setzen und zu dem dort erschienenen schönen Volksliederbuch für die deutsche Jugend ein Ergänzungsheft herausbringen. Das wäre die beste Lösung des zweifellos vorhandenen Bedürfnisses. — Indessen Viele werden begrüßen, daß das längst vergriffene Büchlein in dieser neuen Gestalt wieder da ist. Gottfried Rade

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Deutschland ist auch bei intensivster Ausnützung seiner natürlichen Stoff- und Kraftquellen nicht in der Lage, seine 60 Millionen Einwohner selbst zu ernähren. Es ist angewiesen auf Einfuhr, und diese muß wieder, soll das Volk nicht verarmen, durch Ausfuhr kompensiert werden können. Es kann seine Massen nur durch intensiven Werttausch mit andern Ländern, d. h. durch Außenhandel erhalten. Anders gesagt: es muß sich den durch den Inlandmarkt nicht gedeckten Bedarf durch Arbeit erkaufen, indem Rohstoffe eingeführt und Fertig- oder Halbfertigfabrikate ausgeführt werden. Die europäischen Länder sind alle in ähnlicher Lage, nur ist die Deutschlands schwerer als die aller andern Länder; denn England hat Kolonien, Frankreich ist weniger dicht bevölkert, Italien hat anspruchslosere untere Schichten, Rußland ist Agrarland mit Rohstoffquellen, die das Notwendige reichlich liefern; China und Japan sind auch dicht bevölkert, seine Einwohner aber erstaunlich bedürfnislos, sonst hätte China bei einer Bevölkerungsvermehrung, bis zu 500 Millionen, nicht mit agrarwirtschaftlicher Versorgung weiterexistieren können. Deutschlands besonders schwierige Wirtschaft kann nur in besonders günstigen Zeiten blühen; gerät der Verkehr mit den Rohstoff- und Absatzgebieten des Auslands ins Stocken, dann zeigen sich die Schwierigkeiten.

Nun hatte Deutschland vor dem Kriege einen stetig steigenden Außenhandelsumsatz. 1899 betrug in Milliarden Goldmark ausgedrückt die Einfuhr 5,7, die Ausfuhr 4,3; im Jahresdurchschnitt 1909—13 Einfuhr 9,7, Ausfuhr 8,2. Der Einfuhrüberschuß wurde aufgewogen durch die „unsichtbare" Ausfuhr: durch die Verzinsung deutscher Guthaben im Auslande und durch die Frachten deutscher Handelsschiffe für Auslandswaren. Damals war Deutschland in der glücklichen Lage, leben, d. h. seine Einwohner auf einem gewissen Kulturniveau versorgen zu können. Damit ist nicht gesagt, daß die soziale Lage im Innern eine befriedigende gewesen wäre; dazu war die Verteilung der Gewinne zu ungleichmäßig, und es fehlte nicht an bedrohlichen sozialen Erscheinungen: die Wirtschaftskrisen, Streiks, das organisierte Proletariat, Kriegs- und Revolutionsgefahr, die steigende Militarisierung und Bürokratisierung der europäischen Nationalstaaten und die im Zusammenhange damit steigende Staatenverschuldung.

Auf den gesamten Welthandel gesehen, muß man sagen, daß er sich heute langsam von den Kriegswehen erholt. Wenn bei Vergleichen des Wirtschaftsverkehrs vor und nach dem Kriege die Ziffern in Goldmark ausgedrückt werden, so erscheint das Bild der Nachkriegszeit immer in einem zu günstigen Lichte; denn die Kaufkraft der Goldmark ist nach dem Kriege stark gesunken, etwa so, daß man, um die Kaufkraft der Vorkriegsmark zu erreichen, 1½ Nachkriegsmark ausgeben muß. Die Kaufkraft der Mark 1913 und der Mark 1924 steht im Verhältnis 100 : 150 Dies berücksichtigt betrug der Welthandelsumsatz 1913 etwa 170 Milliarden Goldmark; 1922 132 Milliarden Goldmark; 1923 140 Milliarden Goldmark; 1924 161 Milliarden Goldmark oder 95 % des Vorkriegsumsatzes.

Europa ist daran aber in viel schwächerem Maße als vor dem Kriege beteiligt. So ist der englische Export von billigen Baumwollwaren nach dem fernen Osten, sowie der Export von Eisen und Stahl stark zurückgegangen: Die fernöstliche Welt hat sich in stärkerem Maße industrialisiert und kann, da der ostasiatische Arbeiter billiger arbeitet, weil er weniger Lebensbedürfnisse hat, billiger produzieren. Das gilt aber nur für einfache Waren. In Qualitätsprodukten besteht nach wie vor Einfuhrbedürfnis bei der Übersee. Daher wird Europa in stärkerem Maße als bisher die Veredelungs- und Qualitätsindustrie pflegen müssen. Inwieweit bei den Handelsumsatzziffern einfache und hochqualifizierte Waren beteiligt sind, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Was die Stellung Europas im Welthandel betrifft, so sind folgende Zahlen lehrreich: der Handelsumsatz der einzelnen Erdteile beträgt in Prozenten des Gesamtumsatzes:

	1913	1922	1923	1924
Europa	64,4	54,7	53,1	55,6
Afrika	2,2	2,2	2,4	2,2
Asien	10,3	14,1	13,8	13,7
Amerika	20,5	26,0	27,4	25,5
Australien	2,6	3,0	3,3	3,0

Europa hat von der Gesamteinfuhr der Welt an sich gezogen 1913 67,5 %, 1924 60,7 %; zur Ausfuhr beigesteuert 1913 61,0 %, 1924 50,3 %. Diese Zahlen zeigen einmal, wie sehr Europa auf Einfuhr und Ausfuhr angewiesen ist, wie es nach dem Kriege aus Verarmung nicht soviel einführen kann als es braucht, ja diese bescheidene Einfuhr nicht durch eine entsprechende Ausfuhr wettmachen kann.

Demgegenüber ist Amerika von der Einfuhr aus andern Erdteilen unabhängig geworden. Zumal die Vereinigten Staaten, die Ende des 19. Jahrhunderts zum Teil noch Kolonialcharakter trugen und noch vor dem Kriege stark einführten, haben heute fast alle Rohstoffe, die sie brauchen, selbst, verarbeiten sie selbst und führen aus. Allein 90 % des Ölbedarfs der Welt werden von ihnen gedeckt. Die optimistische Stimmung kennzeichnet ein kürzlich von Staatssekretär Hoover ausgegebener Wirtschaftsbericht. Er sagt da, daß „während des abgelaufenen Jahres Produktion und Verbrauch der Vereinigten Staaten alle bisherigen Rekorde geschlagen haben. Die Lebenshaltung des amerikanischen Volkes ist heute die höchste in der Welt. Die Arbeitslosigkeit ist unbedeutend. Die Ersparnisse der Nation, die rund 30 Milliarden Dollars betragen, sind die höchsten in der Geschichte des Landes. Diese Geldflüssigkeit führt zu einem großen Kapitalangebot zu billigen Sätzen, was sich in hohen Löhnen und einer bisher unbekannten Beweglichkeit und Zweckmäßigkeit der gesamten Güterproduktion und Verteilung auswirkte".

Der amerikanische Güterexport hat sich gegen das Vorjahr um 7 %, der Import um 17 % gehoben. Der Kapitalexport steigerte sich gegen das Vorjahr um 1 Milliarde Dollar, wovon 90 % Staaten mit stabilisierter Währung zugeleitet worden sind. (FS 1925 Nr. 970.)

Trotzdem gibt es auch in den Vereinigten Staaten Anzeichen von Überindustrialisierung, so in der Schuhwarenindustrie. Nach der Oktobernummer der „Monthly Labor Review" (Washington) gibt es dort 1570 Schuhfabriken. 227 (14,5 %) mit 60,4 % aller Schuharbeiter lieferten 65,6 % aller fabrizierten Schuhe, wären aber leicht imstande 90 % zu liefern, ja sie könnten in 300 Arbeitstagen im Jahre das ganze benötigte Schuhwerk fabrizieren. Die übrigen (kleineren) Betriebe sind also, wirtschaftlich gesprochen, nur dazu da, die Jahresbeschäftigung aller Fabriken herabzudrücken. Ähnlich soll es in der Müllerei und im Kohlenbergbau stehen (Der Arbeitgeber 1926 Nr. 1), aber auch im Eisen- und Stahlgewerbe. Trotzdem scheinen die Produktionsverhältnisse durchaus erträglich zu sein.

Das zeigt der beim Internationalen Arbeitsamt erstattete Bericht über die Wohnungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten. Ursprünglich überwog mit Ausnahme größter Städte das Ein-, Zwei- und Vierfamilienhaus. Mietskasernen in größerem Ausmaß sind eine steigende Nachkriegserscheinung. Baukostenindex, wenn 1914 mit 100 angenommen, stieg 1918 auf 160, 1919 auf 225, 1920 auf 260; 1923 und 1924 etwa auf 200 und betrug Anfang 1925 etwa 180. Mieterschutzbestimmungen sind kaum nötig, da leichtes Überangebot an Wohnungen. In New York dürften Ende 1925 etwa 4 % der Wohnungen leer gestanden

haben. Wohnungsmangel ist im Wesentlichen behoben. Dagegen fehlt es sehr, wie in allen Ländern mit Massenbevölkerung an gesunden Wohnungen, hauptsächlich in Industriegegenden. Man findet die krassesten Gegensätze. So in New York, wo es Wohnungen mit 20 Zimmern und 5 Bädern zur Jahresmiete von 100 000 RM. gibt und daneben noch 570 000 Wohnungen in alten Mietskasernen ohne genügend Licht und ohne eigene Fenster. (Soz. Praxis 1925 Nr. 52.)

In Europa ist die industrielle Lage Frankreichs am meisten befriedigend, aber nur dank der Inflation. Und es hat wenig Lust, sich des Vorteils der Inflation zu begeben. Ein von industriellen Verbänden Nordfrankreichs gemachter Vorschlag, durch Privatkredit die Währung zu stabilisieren, also analog der deutschen Rentenmark den Rentenfrank zu schaffen, stieß auf Ablehnung bei der Exportindustrie, aber auch bei der politischen Linken; denn diese ist mißtrauisch gegen die Bedingungen, welche die Kreditgeber namentlich in steuerlicher Hinsicht stellen dürften. Von manchen Kreisen wird der Vorschlag als gar nicht ernst und als ein Börsenmannöver bezeichnet, das die Devisenkurse vorübergehend herabdrücken sollte. Und doch muß Frankreich eines Tages an die Reduktion seines aufgeblähten Industrieapparats denken. Man redet mit Recht von einer „treibhausartigen Industrialisierung", die eine Folge des Bestrebens ist, die durch den Krieg geschaffene günstige Ausnahmelage mit allen Mitteln zu halten. Frankreich wurde durch den Krieg der bedeutendste Eisenproduzent. Durch die Inflation ist französisches Eisen das billigste des Weltmarktes, und es verschob sein wirtschaftliches Schwergewicht von der Landwirtschaft auf die Industrie. Dieser Umstellungsprozeß war begünstigt worden namentlich durch den Wiederaufbau des zerstörten Nordfrankreich. Der Staat berücksichtigte in erster Linie die Entschädigungsansprüche der großen Industrie; kleinere Industrien und Privatleute verkauften vielfach ihre Ansprüche weit unter dem Nennwert an die Großindustrie, um schnell zu barem Gelde zu kommen. Diese wurde nach Aufnahme kurzfristiger Kredite durch den Staat beschäftigt mit Wiederherstellung öffentlicher Gebäude, Straßen, Eisenbahnen, aber auch mit Erweiterung der eigenen Anlagen. Als die Wiederaufbauarbeit geleistet war, hätte sie einen erweiterten Produktionsapparat einem verkleinerten Absatzmarkt gegenüberstehen gehabt, wenn nicht der Frankensturz stark verbilligten Auslandabsatz ermöglicht hätte. Daher blüht die Industrie, welche ihre Rohstoffe im eigenen Lande vorfindet (Eisen- und Kohlenbergbau); schlechter aber geht es der auf ausländische Rohstoffe angewiesenen Fabrikation, wie z. B. der Textilindustrie. Wie ungesund diese wirtschaftliche Scheinblüte Frankreichs ist, geht aus der Tatsache hervor, daß es nicht imstande ist, genügend Arbeiter zu stellen. Die Zahl der ausländischen Arbeiter wird heute auf 1—1½ Millionen geschätzt; das ist etwa die Zahl der Arbeitslosen in England (FZ 1925 Nr. 953). Regierung und Industrie fürchten sich vor einer energischen Deflation und möchten das drohende Unheil der Reinigungskrise durch langsame Sanierung unschädlich machen. Am wenigsten hat die Arbeiterschaft sie zu fürchten, da sie nach Abstoßung der Ausländer genügend Beschäftigung im eigenen Lande finden dürfte.

Übrigens befindet sich Frankreich in einem unbehaglichen finanziellen Zirkel. Es schuldet an die Vereinigten Staaten etwa vier Milliarden Dollar; und es heißt, bevor diese Schuld nicht geregelt sei, unter Nachlaß von seiten des Gläubigers, könne der Frank nicht stabilisiert werden. Andrerseits scheint der Gläubiger nicht geneigt zu sein, Schuldennachlaß zu gewähren, bevor nicht der Frank stabilisiert ist. Bis jetzt hat Frankreich erst ein fünfjähriges Provisorium erreicht, wonach es jährlich 40 Millionen Dollar zu zahlen hat. Wegen Schuldenerlasses scheinen zur Zeit Verhandlungen zu schweben. Ein Hindernis werden auch die hohen Ausgaben für militärische Rüstungen Frankreichs sein.

Glücklicher war Belgien, das einen Nachlaß von 46 % der amerikanischen Forderungen erreichte. Seine Verpflichtungen betragen nun noch etwa 171 Millionen Dollar Kriegsschulden zuzüglich 205 Millionen Dollar Handelsschulden, zahlbar in sehr günstigen auf 62 Jahre verteilten Jahresraten.

Noch glücklicher war Italien, dessen Kriegsschulden an Amerika um 80 % ermäßigt wurden. Die Anleihe beträgt samt Zinsen 2931 Mill. Dollar; diese Summe soll ebenfalls in 62 Jahren in steigenden Raten abbezahlt werden, deren Gegenwartswert aber nur mit 435 Millionen, statt mit 2931 Millionen Dollar angenommen wurde. Welche politischen Gründe das demokratische Amerika bestimmten, einem Lande mit Autokratie, Inflation und starkem Militärgeist so entgegenzukommen, ist uns nicht bekannt (Vorwärts 1925, Nr. 600, 2. Beilage.)

Englands wirtschaftliche Lage hat am meisten Verwandtschaft mit der Deutschlands. Es hat nicht sehr günstige Erledigung seiner Kriegsschuldenlasten gefunden und hat an den Jahresraten nicht leicht zu tragen. Über den Stand der Kohlen- und Textilkrise wurde bereits berichtet. Es scheint aber auch in der Eisenindustrie nicht gut zu stehen. Lord Furneß hielt auf der Jahresversammlung einer Eisenaktiengesellschaft eine pessimistische Rede, worin er ausführte, daß der Eisenpreis sehr stark (137 auf 119 % der Friedenspreise) und die andern Kosten für Industrieprodukte nur wenig (170 auf 154 %) herabgegangen wären. Zu hohe Eisenbahnfrachten, zu hohe Steuern, zu hohe Kohlenpreise, zu geringe Arbeitszeit! — die allgemeine Klage der Fabrikanten. Sie fordern statt drei achtstündigen Schichten zwei zehnstündige. Darin liege das hauptsächlichste Mittel der Selbstkostenermäßigung. Die Eisenindustrie Englands käme kaum über Mai 1926 hinaus ohne „staatliche Hilfe gegen die unbeschränkte Einfuhr" — d. h. ohne Schutzzoll. (Der Arbeitgeber 1926 Nr. 1.)

Es besteht jedoch kein Zweifel, daß die Lage Deutschlands innerhalb der gesamt-europäischen Krise noch bedeutend schlechter als die Englands ist. Alle die dort wirksamen Gründe hemmen auch sein Wirtschaftsleben: Absatzkrise nach dem Ausland infolge Industrialisierung der Übersee und der Verarmung Rußlands, Aufblähung des Produktionsapparates in der Scheinkonjunktur der Inflation und schließlich noch etwas, was andere Völker außer Österreich nicht in dem Maße kennen: eine allgemeine Verarmung. Die Staatsschulden sind wohl auf ein Minimum durch die Inflation trotz der Aufwertung reduziert, aber dadurch ist das private Volksvermögen vernichtet; dazu haben die durch den Versailler-Vertrag aufgelegten und durch das Dawes-Abkommen im Zahlungsplan festgesetzten Reparationslasten eine neue Verschuldung geschaffen. Diese ist nur abzutragen bei blühender Industrie, die nicht bloß im Inland, sondern vor allem im Ausland absetzt. Die deutsche Handelsbilanz war jedoch 1924 mit 2,6 Milliarden, 1925 mit etwa 4 Milliarden passiv. Zwar zeigen die Handelsziffern im Einzelnen nicht ganz ungünstige Zustände, vor allem eine langsame Hebung der Ausfuhr. So betrug die Ausfuhr aus Deutschland nach Amerika im Monat November 15,7 Millionen Dollar gegen 11,9 Millionen im gleichen Monat des Vorjahres; und die Ausfuhr aus Amerika nach Deutschland 39,1 Millionen Dollar gegen 58,3 Millionen im gleichen Monat des Vorjahres. Also die Einfuhr Deutschlands nach Amerika steigerte sich, die Ausfuhr Amerikas nach Deutschland verminderte sich, so daß die Passivität der Handelsbilanz mit Amerika November 1925 gegen November 1924 um 23 Mill. Dollar gesunken war. Trotzdem ist eine weitgehende Absatzstockung und Arbeitslosigkeit vorhanden, verbunden mit einer Menge von Konkursen, die eine steigende Tendenz aufweisen. Im November waren 1360 Konkurse angemeldet, darunter allerdings etwa 600 Firmen, die erst seit 1919 bestanden, also Inflationserzeugnisse waren. Die Durchschnittsziffer der monatlichen Konkurse des Jahres 1913 war 812; wenn man also die Inflationsfirmen abrechnet bleibt keine allzu erschreckende Zahl; dabei ist freilich in Erwägung zu ziehen, daß viele Konkurse aus besonderen Gründen nicht zur Eröffnung kommen, also in der Statistik nicht erscheinen. Etwa die Hälfte der Konkursfirmen gehört dem Handel an. In der Landwirtschaft sind die Konkurse sehr gering, wenn sie auch im November eine Steigerung auf 30 (unter 1360) gegen 5 im September erfahren haben. Befriedigend ist der Stand der Reichsbank. Ihr Goldbestand hat sich im Laufe des Jahres 1925 von 760 Millionen auf 1208 Millionen RM. erhöht; auch der Stand der Devisen ist so, daß sie voll zugeteilt werden können. Der Zahlungsmittelumlauf hat sich von 4¼ Milliarden Ende 1924 auf rund 5 Milliarden erhöht. Die Deckung durch Gold hat aber zugenommen: am 15. Juni waren 58,7 und am 15. Dezember 62,4 % der Reichsbanknoten durch Gold gedeckt. Von einer Inflation kann also nicht im geringsten die Rede sein.

Diese Zahlen sind einem Aufsatz des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht FZ 1925 Nr. 959 entnommen, dessen Tendenz mir zu optimistisch erscheint. Er sieht die Wirtschaftslage nur von der Reichsbankfinanz her, die allerdings zu einer gewissen Beruhigung berechtigt — für sich betrachtet. Diese Beruhigung ist aber erkauft mit rigoroser Konzentration der eigenen Mittel, die einer kreditbedürftigen Industrie, namentlich der kleineren, die für sie lebensnotwendigen Kredite verweigert, verweigern muß. Und es ist nicht gesagt, daß, wenn die Reichsbank gut steht, dann die Wirtschaft im selben Maße gut stünde. Die Absatzschwierigkeit und die allgemeine Verarmung sind nicht von der Hand zu weisen. Deutschlands an sich ungünstige Situation als rohstoffarmes Land mit einer um 20 Millionen zu starken arbeitswilligen, intelligenten Bevölkerung wirkt sich aus. Ein Teil der Krise trägt chronischen Charakter: die Industrialisierung Amerikas, Argentiniens, Australiens, Indiens, Chinas, Japans. Vielleicht war die Zeit des industriellen Aufschwungs von 1850 bis 1914 nur eine vorübergehende, durch eine besonders glückliche Konstellation ermöglichte Lage. Es gibt zuviel Waren auf der Welt, nicht weil sie nicht konsumiert werden könnten, sondern weil die Völker zu arm sind sie zu kaufen. Man friert heute neben auf Halde geschütteter Kohle; man hungert neben Scheuern voll Getreide und Kellern voll Kartoffeln; man geht mit viel geflickten Schuhen und abgetragenen Kleidern an übervollen Stoffmagazinen, Wäsche- und Kleiderläden vorbei. Es gibt zu viel Ware, aber die Ware ist zu teuer. Darum Elend neben Überfluß, das ist der Unsinn in der Wirtschaft Deutschlands.

Was kann da helfen? Aber um da antworten zu können, müssen wir uns das nächste Mal die Gründe dieses Unsinns im Zusammenhang klarmachen.

Marburg Georg Wünsch

Vom Katholizismus der Gegenwart

Über die Zahlen der Rompilger im Heiligen Jahr schwanken immer noch die Angaben. Nach Oss. Rom. 1925 Nr. 296 und 1926 Nr. 1, Köln. Volkz. vom 31. 12. 25 und 16. 1. 26 kamen aus Deutschland rund 40 000 (OR 39 875; KB 41 614); darunter 29 414 auf 84 Pilgerzügen und etwa 12 000 Einzelpilger. Spanien sandte etwa 12 000, Frankreich 11 000, die Schweiz, England, Belgien, Jugoslavien und Gesamtamerika je etwa 5000, Ungarn und Tschechoslowakei je 4000, Polen und Österreich je 3000, Portugal und Luxemburg je 2000, Holland und Malta je 1000, Rumänien, Gesamtskandinavien, Gesamtasien, Gesamtafrika je zwischen 500 und 800, Australien 300, Lettland und Litauen nicht ganz 100. Aus Italien werden 212 000 Pilger gezählt. So kommt eine Gesamtzahl von etwas mehr als 350 000 zustande, während die Schätzungen Anfang des Jahres von 1½ bis 2 Millionen, Ende des Jahres von mehr als 1 Million redeten. Beim letzten Anno Santo (1900) waren offiziell 300 000 festgestellt worden. (Vgl. auch DEK Nr. 2 und 3.)

Bemerkenswert ist, daß der Papst etwa tausend Predigten und Ansprachen für die Pilger der verschiedenen Nationen gehalten hat, darunter etwa sechzig in deutscher Sprache. Bemerkenswert ferner, daß zahlreiche Protestanten in den Pilgerzügen mitreisten, ja daß ganze Pilgerzüge, wie die aus Skandinavien fast ganz aus Protestanten bestanden.

*

Der Begründer des Missionsordens vom Unbefleckten Herzen Mariae, Antonius Claret (1807—1870; 1851—58 Erzbischof von Cuba) steht vor der Seligsprechung. Er hat im Revolutionsjahr 1848 in Barcelona die heute noch bestehende Libreria Religiosa begründet und durch eine umfangreiche religiöse Schriftstellerei um die Förderung der katholischen Volksliteratur in seinem spanischen Heimatlande sich verdient gemacht. Bei Gelegenheit der feierlichen Vorlesung des Dekrets über seine heroischen Tugenden (am 6. 1. 26) hat der Papst ausdrücklich die neuzeitliche Richtung seiner heroischen Eigenschaften betont und dabei ausgesprochen, daß der Apostel Paulus, falls er in unseren Tagen gelebt hätte, wohl Pressemann gewesen wäre.

Auch sonst in der katholischen Presse begegnet man dem Ideal des modernen Heiligen, der als „Asphaltheiliger" und „Telephonapostel" in der unendlichen Aktivität des modernen Lebens sich aufreiben müsse. In „stumpfen und lauten Zeiten" mag „etwas außergewöhnliches" notwendig gewesen sein, um die fest verrammelten Tore zur Ewigkeit durch einen gewaltigen Stoß von außen ein wenig zu öffnen. „Der Heilige unserer Tage wird, wenn wir ihn im ganz großen Umriß schauen, in der Welt stehen. Wird aus ihr suchende Erdgebundenheit gottwärts weisen. Seinen Körper wird er nicht schwächen durch asketisches Büßen. Seine Kräfte gab ihm Gott. In ihrer Gesamtheit müssen sie in seinen Diensten stehen. Seine Liebe wird gleich einer feurigen Lohe inmitten der Einsamkeit eiserstarrter und verwehter Menschenseelen sein, wird nicht erlöschen und nicht erkalten" usw. (Germ. 20. 1. 26 Beil.)

*

Das Gebet der „Weltweihe des Menschengeschlechts an das heiligste Herz Jesu", das am Königsfest Christi in allen Kirchen des katholischen Erdkreises gebetet werden soll (CW 2 Sp. 92), hat folgenden Wortlaut: „O liebster Jesus, Erlöser des Menschengeschlechtes, blicke auf uns herab, die wir uns in Demut vor deinem Altare niedergeworfen haben: dein sind wir und dein wollen wir sein. Damit wir aber inniger mit dir verbunden sein mögen, siehe darum weiht sich heute jeder von uns freudig deinem heiligsten Herzen. — Viele haben dich leider niemals erkannt, viele haben deine Gebote verachtet und dich von sich gestoßen. Erbarme dich ihrer aller, o gütigster Jesus, und ziehe alle an dein heiligstes Herz. Sei du o Herr, König nicht bloß über die Gläubigen, die nie von dir gewichen sind, sondern auch über die verlorenen Söhne, die dich verlassen haben. Gib, daß diese bald ins Vaterhaus zurückkehren, damit sie nicht vor Elend und Hunger zugrunde gehen. Sei du König auch über die, welche durch Irrlehre getäuscht oder durch Spaltung von dir getrennt sind; rufe sie zur sicheren Stätte der Wahrheit und zur Einheit des Glaubens zurück, damit bald nur eine Herde und ein Hirt werde. Sei du König über alle diejenigen, welche immer noch vom alten Wahn des Heidentums oder des Islams umfangen sind; entreiße sie der Finsternis und führe sie alle zum Lichte und Reiche Gottes. Blicke endlich voll Erbarmen auf die Kinder des Volkes, das ehedem das auserwählte war. Möge das Blut, das einst auf sie herabgerufen wurde, als Bad der Erlösung und des Lebens auch über sie fließen. Verleihe, o Herr, deiner Kirche Wohlfahrt, Sicherheit und Freiheit; verleihe allen Völkern Ruhe und Ordnung. Gib, daß von einem Ende der Erde bis zum andern der gleiche Ruf erschalle: Lob sei dem göttlichen Herzen, durch welches uns das Heil gekommen ist; ihm sei Ruhm und Ehre in Ewigkeit. Amen."

*

Im Zusammenhang mit den Grenzveränderungen infolge der leidigen Friedensschlüsse des Weltkriegs sind drei neue Abgrenzungen von Diözesen erfolgt: In Kattowitz wurde ein polnisch-oberschlesisches Bistum errichtet und unter Bischof Hlond, einem Polen, vom 1. Januar an aus dem Verband des Fürstbistums Breslau entlassen. In Danzig wurde durch drei päpstliche Bullen vom 30. 12. 25 eine mit den Grenzen des Freistaats Danzig zusammenfallende Diözese errichtet. Die Pfarrkirche von Oliva wird zur Kathedrale erhoben und als erster Bischof von Danzig der bisherige Administrator Graf O. Rourke (aus einer irischen, in Minsk ansässig gewordenen Familie, früher Geistlicher in Wilna und Petersburg) beauftragt, die Trennung von den Diözesen Kulm und Ermland durchzuführen. Im neuen Bistum stehen etwa 110 000 Katholiken (darunter 30 000 Polen) 308 000 Nichtkatholiken gegenüber. Ferner wurde am 19. 12. durch Dekret der Konsistorialkongregation bestimmt, daß die Apostolische Administratur Innsbruck (also der nordtirolische Sprengel der Diözese Brixen) nicht mehr dem Fürstbischofe von Brixen untersteht, sondern mit allen selbständigen Diözesenrechten unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstellt sei (unbeschadet der Zugehörigkeit zur Salzburger Metropole). Der Administrator Msgr. Dr. Waitz hat in seiner Silvesterpredigt in Feldkirch mitgeteilt, daß er sich gegen die Abgrenzung einer besonderen nordtirolischen Diözese vom Fürstbistum Brixen mit allen Mitteln gewehrt habe. Dadurch, daß einzelne deutsche Dekanate von Trient an das (im Ganzen deutschstämmige) Brixen fielen, ist aber nun die von der italienischen Regierung gewünschte Teilung doch durchgeführt worden (Augsb. Postz. 16).

*

In den letzten Tagen des Jahres 1925 fand in Recklinghausen eine Sondertagung des Verbandes der katholischen Akademiker statt. Thema: „Die Bildungskrisis und die deutschen Katholiken". Sachlich war es unter Anderm eine Auseinandersetzung mit den neuen „Richtlinien" des Preußischen Kultusministeriums für den Unterricht in den höheren Schulen. Einhellig erhob man die Forderung, daß die Religion, und zwar natürlich das katholische Christentum, zum Kernpunkt des Lebens, so auch der Erziehung und Bildung werden müsse. Nur über den Weg war man geteilter Meinung; merkwürdig, wie vielstimmig der Ruf ertönte: „Wir wollen wahrhaftig katholisch werden; wir müssen das Ghetto beibehalten, in den Turm hinein!" Insbesondere auch von bischöflicher Seite wurde die Notwendigkeit ausgesprochen, die konfessionelle höhere Schule, wie auch die katholische Hochschule anzustreben. Sehr stark regten sich aber auch die kritischen Stimmen, daß das zur Zeit wenigstens eine ungeheure Verarmung des katholischen Volksteils bedeuten würde. So Pfarrer Laros: „Wenn das katholische Bildungsideal das Höchste ist, dann müßten wir doch die allerbeste Bildungsanstalt haben, die es gibt. Wir haben noch viel von der Gegenseite zu lernen und bleiben weit hinter unserm Ideal zurück." Oder Professor Simon: „Vom katholischen Volksteil sind weder schöpferische Bildungsgedanken, noch organisatorische, richtunggebende Ideen im Schulwesen ausgegangen." Der sachliche Höhepunkt, zugleich aber auch die konsequenteste Position war das Referat des Abtes Ildefons Herwegen von Maria Laach über das katholische Bildungsideal, der in den von ihm gewohnten Gedankengängen sehr feinsinnig das Bildungsziel des Menschen auf die sakramentale Bildung durch die Mysterien eingestellt sein läßt.

*

Der „Skandal" über die Frage der Besetzung der den Deutschen zustehenden Völkerbundstellen, der vom 24. Dezember bis zur Sitzung des auswärtigen Ausschusses am 9. Januar die Öffentlichkeit beschäftigte, hat ein konfessionspolitisches Gesicht. Dem ganzen, parteipolitisch verwirrten Geschrei liegt der Tatbestand zu Grunde, daß der Reichskanzler a. D. Marx um den 10. Dezember auf Aufforderung „von privater Seite", die man wohl als katholisch interessiert annehmen darf, drei Katholiken als geeignete Anwärter aus Deutschland für die Völkerbundposten so vorgeschlagen hat, daß sie irgendwie auf privatem Wege dem katholischen Völkerbundsekretär, welcher die Ernennungen vorzunehmen hat, mitgeteilt würden. Gleichzeitig gehen in der „Germania" (Nr. 588 und 564) die Erörterungen darüber, daß eine stärkere Beteiligung der Katholiken am Völkerbund gefordert werden müsse. (Vgl. CW 1 Sp. 44.) Und in dem Artikel zum Schluß der ganzen Affäre (mit der Überschrift „Das Ende" 1926 Nr. 15) heißt es in der „Germania": „Ist es nicht das gute Recht der Zentrumspartei, den Vorschlagslisten des Auswärtigen Amtes mit einigem Mißtrauen entgegenzusehen? Zumal, wenn man sich der Tatsache erinnert, wie unverhältnismäßig gering der Prozentsatz der Katholiken im Auswärtigen Amt ist!" Einen ähnlichen Ton zeigt auch die Verteidigungsrede von Marx im Auswärtigen Ausschuß: Er sei zu seinem Schritt berechtigt gewesen, weil die Zentrumspartei mit aller Entschiedenheit für sich in Anspruch nähme, bei den Beamtenstellen der verschiedensten Art, namentlich auch in den Ministerien, in gerechter Weise vertreten zu sein. Er könne feststellen, daß man im Auslande vielfach Verwunderung darüber zum Ausdruck gebracht habe, daß die Zentrumspartei zwar eine Anzahl von Ministern

und drei Reichskanzler dem Reiche zur Verfügung gestellt habe, aber in den Reichsministerien, wenn überhaupt, dann nur zu einem unverhältnismäßigen Anteil vertreten sei. Die Partei sei entschlossen, sich diesen Zustand nicht weiter gefallen zu lassen. Auch dieser Gesichtspunkt habe ihn zu seinem Schritt veranlaßt.

▪

Der ungarische Armeebischof Zadravez, ein Hauptvertreter der magyarischen Idee des Rassenschutzes und ein Beförderer des Regiments Horthy in Ungarn, dessen schneidige Züge auf einem Freskogemälde in der Garnisonkirche auf dem Ofener Festungsberg im Bilde des heiligen Johannes Capistranus festgehalten sind, ist wegen Teilnahme an der großen Frankenfälschung in Ungarn seines Amtes entsetzt und in Anklage gestellt worden.

▪

Kardinal Mercier ist am 23. Januar gestorben. Von 1882 bis 1906 war er Professor der thomistischen Philosophie in Löwen. Seine zweibändige Psychologie ist in alle Kultursprachen der katholischen Welt übersetzt. Als Primas von Belgien hat er durch sein antideutsches Auftreten im Kriege und später durch die Unionsverhandlungen mit den Anglikanern die Augen der Welt auf sich gerichtet.

▪

Neue katholische Bücher.

Ein besonderes Kennzeichen der neueren katholisch-aktivistischen Bewegung ist die Vermehrung und die erhöhte Tätigkeit der katholischen Verlagsanstalten. Unter den neuen, nach dem Krieg entstandenen Verlagsunternehmungen ragen besonders hervor der Theatiner-Verlag in München (und Rom), der im Geiste Cajetans, des großen Kämpfers für die unbedingte Unterwerfung unter den Stuhl Petri, wirken will, sowie der Matthias Grünewald-Verlag in Mainz, der gleich den Kunstwerken und Münsterbauten des Mittelalters dem Streben nach oben dienen will, nicht mit fertigen Kompendien und ausgebauten Lehrbüchern, sondern durch „alle Hallen des Zweifels und seelischen Ringens hindurch". So stehen beide Verlagsanstalten in einer gewissen Gegensätzlichkeit hinsichtlich der ganzen Haltung. Beide haben z. B. eine neue Ausgabe der Werke des Kardinal Newman veranstaltet. Beide haben mit großen Sammlungen scharf eingesetzt: Im Theatiner-Verlag erscheinen unter dem Titel **Der katholische Gedanke** die Veröffentlichungen des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung. Die neuesten Bändchen sind Nr. XI Thaddäus Soiron O. F. M. **Das Evangelium als Lebensform des Menschen,** eine kurze für den modernen Katholizismus sehr charakteristische Deutung der formgeschichtlichen Methode. Nicht Erzählung der Geschichte Jesu, sondern Heraushebung der ewigen Lebensform des Menschen ist der Sinn der Evangelien. Und Nr. XII Bernhard Jansen S. J. **Der Kritizismus Kants** endigt mit der Forderung an die Philosophie der Neuscholastik, eine neue kritische Metaphysik zu begründen. Viele der Theatinerveröffentlichungen sind Neuausgaben älterer Werke, so z. B. von J. B. Bossuet, **Betrachtungen über den Ablaß,** oder die mystischen Schriften von Johann vom Kreuz.

Aus den Sammlungen des Matthias Grünewald-Verlags sind zu nennen die Sammlungen **Religiöse Geister** (Texte und Studien zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur), **Das Neue Münster** (Bauriß zu einer deutschen Kultur), **Liturgia** (Einführung in die Liturgie durch Einzeldarstellungen), **Liturgische Bücher, Mystische Bücher** usw. Hier ist auch eine neue katholische **Bibelübersetzung** erschienen von Professor Dr. Paul Riesser für das Alte Testament und von Dr. Rupert Stier für das Neue Testament.

Neben diesen und anderen neueren Verlagen (wie Dr. Franz A. Pfeifer in München, Orplid-Verlag in M.-Gladbach, Hausen-Verlagsanstalt in Saarlouis) stehen natürlich die alten bewährten Verlagshandlungen, welche ebenfalls dem neuen übergroßen Bildungsbedürfnis der Katholiken entgegenzukommen suchen. Da steht ja weitaus an der Spitze die alte Verlagsbuchhandlung Herder u. Co., mit dem Stammhaus in Freiburg i. B. Ihr Jahresbericht für 1925 enthält nicht weniger als 300 Titel aus allen Gebieten der Missions- und der religiösen Literatur. Besonders zu nennen ist hieraus **Der Kleine Herder,** das zweibändige handliche Konversationslexikon, das mit etwa 50 000 Artikeln und 4000 Miniaturbildern auf 1832 Seiten staunenswert viel bringt. Daß in den biographischen Artikeln das Katholische überwiegt, ist selbstverständlich; auch für alle Einrichtungen und Spezialbezeichnungen der katholischen Kirche wird man hier kurze Aufklärung finden. Aber darüber hinaus ist der „Kleine Herder" in der Tat ein „Nachschlagebuch über Alles für Alle"; besonders geschickt die zusammenfassenden Spezialartikel (wie Gerichtswesen, Einmachen von Obst, Hausgarten). Einzelnes ist zu kurz geraten (z. B. unter „Bayle" hätte das Dictionnaire unbedingt genannt werden müssen; die Sätze über „Schleiermacher" sind kaum verständlich). Das Urteil über Protestantisches ist zurückhaltend und maßvoll; der Artikel über „Luther" äußerst geschickt (sein Verhalten im Bauernkrieg und in der Doppelehe heraushebend).

Zwei Selbstbiographien aus dem Verlag von Herder-Freiburg seien hier noch angeführt: das Buch der Konvertitin Maria Rafaela Brentano **Wie Gott mich rief** wird Jeden, der es liest, aufs höchste anziehen. Die als Hanna Le Gay in Kurland Geborene kam als Lehrerin in Libau zu merkwürdiger Bekanntschaft und Ehe mit dem Wiener Ingenieur Brentano, einem Sproß der berühmten Familie, verlor ihren Mann sehr früh, und entdeckte in sich, als Witwe in Wien lebend, das Schriftstellertalent, das sich eben in dem flüssigen Stil des ganzen Buches offenbart. Wie sie dann in dessen Ausübung durch Dr. Franz Schnürer, den Herausgeber des „Allgemeinen Literaturblattes" den Katholizismus kennen lernt, der ihr in der Ehe mit ihrem katholischen Manne eine fremde Größe geblieben war, wie sie ferner durch Vermittlung von dem aus Hamburg stammenden Konvertiten Msgr. Matthies (mit dem Schriftstellernamen Ansgar Albing) den Anschluß an die katholische Kirche findet und Sekretärin der kurz vorher gegründeten Katholischen Reichsfrauenorganisation Österreichs wird, deren Vorsitzende Gräfin Zichy, die Tochter Metternichs ist, wie sie schließlich nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges in das Benediktinerinnenkloster auf dem Nonnberg bei Salzburg eintreten darf — das ist alles so edel und menschlich und zugleich in schlichter Frömmigkeit geschildert, mit interessantesten Seitenblicken, daß dies Buch namentlich auch den Frauen unter unsern Lesern nicht genug empfohlen werden kann.

Ganz andere Luft weht in den selbstbiographischen Notizen des Dominikanerpaters Albert Maria Weiß, der als Herausgeber des Denifleschen Nachlasses und als Verfasser einer fünfbändigen Apologie des Christentums bekannt geworden ist: **Lebensweg und Lebenswerk** (geb. 10 M.). Er schildert sein Leben als modernes „Prophetenleben" trotz mönchischer Demut nicht ohne Selbstbewußtsein, voll scharf beobachteter Einzelzüge aus dem alten Bayern zwischen 1848 und 1870, wo er als Sohn eines Arztes sich bald dem theologischen Studium widmet. Den Ultramontanismus und die Konzilsstürme lernt er aus nächster Nähe kennen und wird in Freiburg i. B. Herausgeber des „Kirchenlexikon". Als Apologet eigentlich gegen seinen Willen in die neuen sozialen und religiösen Strömungen hineingezogen, versucht er vergeblich durch Eintritt ins Kloster (Graz) zu fliehen. Die Stellung als hochgefeierter theologischer Lehrer bringt ihn im alten Österreich und in Rom in Verbindung mit zahlreichen Persönlichkeiten und Vorgängen. Zum Studum echtesten Katholizismus gibt es wohl nicht leicht eine fesselndere Handhabe.

▪

Unter dem Titel **Papst und Kurie in ihrer Politik nach dem Weltkrieg** gibt Friedrich Ritter von Lama in Lieferungen ein größeres Werk heraus (Verlag der Martinusbuchhandlung Illertissen in Bayern), das um seiner Sammlung der einschlägigen Dokumente willen zu den wichtigeren katholischen Veröffentlichungen der neueren Zeit gehört. Ritter von Lama ist ein sehr eifriger, in zahlreichen katholischen Blättern Süddeutschlands und Österreichs fast täglich zu Worte kommender Apologet des Papsttums, in seiner Vielschreiberei nicht immer ganz genau, der ausgesprochenste Polemiker auf katholischer Seite in der Gegenwart und darum auch das beliebteste Objekt der protestantischen Polemik von Seiten des Evangelischen Bundes. Aber er ist in der Regel sehr gut unterrichtet und sein Buch über „Papst und Kurie im Weltkrieg" wird kaum ein in der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Katholizismus stehender Theologe, Historiker oder Politiker entbehren können. Von all den Themen, die er hier behandelt (Anrufen des Papstes beim Waffenstillstand durch Österreich, Papstklausel im Londoner Abkommen, Wilson im Vatikan, Palästinafrage, Kriegsschuldfrage, die päpstliche Auseinandersetzung mit Versailles und St. Germain, das Eintreten für Friedensgeist und für deutsche Heidenmission, die römische Frage, Polen, Danzig, Oberschlesien usw.) hat am meisten Staub aufgewirbelt die Mitteilung der Dokumente über die päpstliche Friedensvermittlung von 1917. In dieser Sache, die nicht zur Ruhe kommen will, nimmt erneut (Augsb. Postz. Nr. 14 vom 19. 1.) der Passauer Dompropst Franz von Pichler das Wort, um gegen Reichskanzler a. D. D. Michaelis den Vorwurf zu erneuern, daß dieser im Kronrat vom 11. September 1917 verschwiegen habe, daß der Papst eine amtliche Anfrage der englischen Regierung vermitteln wollte, und daß er weiterhin die Antwort gegen die einstimmige Meinung des Kronrats trotz allen Drängens des päpstlichen Nuntius verzögert und schließlich abschlägig beantwortet habe (wie Pichler und Lama meinen, aus protestantischem Ressentiment gegen den Papst).

Herr von Lama hat schon mehrfach angekündigt (zuletzt in Augsb. Postz. vom 14. 1. 26), daß er den Evangelischen Bund oder dessen Vorsitzenden und die „Tägliche Rundschau" wegen Beleidigung angeklagt habe. Bis jetzt ist aber nach Mitteilung der DEK Nr. 3 keine Zustellung erfolgt.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Der erste Landeskirchentag von Nassau beschloß, Geistliche, die das 70. Lebensjahr vollendet haben, in den Ruhestand zu versetzen; vom 65. an können sie ihre Emeritierung beantragen. — Ein weiteres Kirchengesetz betrifft die Errichtung von Arbeitsgemeinschaften für Kirchenmusik, evangelischen Religionsunter-

richt, kirchliche Vereinspflege und freie christliche Liebestätigkeit. 70 Religionslehrer haben den Landesbischof gebeten, ihren Religionsunterricht zu besuchen.

Im Auftrag der Rheinischen Provinzialsynode sind Generalsuperintendent D. Klingemann und Präsident des Konsistoriums D. Freiherr v. d. Goltz bei dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz mündlich vorstellig geworden, den Bestrebungen auf vermehrten Schutz des Sonntags und Verbot des Karnevals im Jahre 1926 seine Unterstützung zu leihen; der Ernst der Zeit verlange eine Unterdrückung des karnevalistischen Treibens, wie dies im Jahre 1923 geschehen sei. Der Oberpräsident sprach sich gegen eine Lockerung der augenblicklichen Regelung aus, die den Karneval zwar nicht vollständig verbietet, aber die Straße vom karnevalistischen Treiben freihält und bei den Veranstaltungen im geschlossenen Raum Auswüchse unterbindet. In Württemberg hat der über 200 000 wahlberechtigte Mitglieder aus allen Parteien zählende Evangelische Volksbund von der Staatsregierung ein Verbot sämtlicher öffentlicher Fastnachtsveranstaltungen gefordert. Im gleichen Sinne spricht eine Entschließung der Evangelischen Arbeitervereine die Erwartung aus, daß die Behörden dem bereits wieder einsetzenden karnevalistischen Treiben in klarer und scharfer Form Einhalt gebieten. — Das hessische Landeskirchenamt (Darmstadt) ruft auf, karnevalistische Veranstaltungen angesichts der Überschwemmungs- und Erwerbslosen-Not zu meiden. Auch andre Kundgebungen gleichen Inhalts werden gemeldet.

Die Stadtbehörde Goch am Niederrhein hat beschlossen, mit Rücksicht auf die schlechte Wirtschaftslage und die zunehmende Arbeitslosigkeit keine weitere Genehmigung zu öffentlichen und geschlossenen Tanzlustbarkeiten zu erteilen.

Die Thüringer Kirchenregierung hat den Pfarrern und Kirchengemeinden die Veranstaltung von Gewinnspielen und den Verkauf von Losen untersagt. — Das von dem letzten Thüringer Landeskirchentag angenommene neue Ordinationsformular ist eine Zusammenfügung der Schriftstellen 1. Kor. 3, 11; Joh. 14, 6, 15, 16; 1. Kor. 5, 20; 2. Kor. 4, 5; 1. Kor. 4, 1. 2; 2. Tim. 1, 7; 1. Tim. 4, 16; Röm. 1, 15, 12, 12; Jes. 55, 10—12.

Von den im Kriege zerstörten 17 ostpreußischen Kirchen sind 12 völlig wiederhergestellt, bei den übrigen 5 fehlt nur noch die Vollendung des Innengestühls. Ebenso sind alle im Kriege zerstörten Pfarrhäuser und Wirtschaftsgebäude, deren Wiederherstellung möglich und nötig war, wieder in den vorigen Stand gesetzt.

Der Gustav Adolf-Verein hatte 1924 1,2 Millionen Einnahme gegen 1,8 Millionen 1913; die entsprechenden Einnahmen des Bonifatiusvereins betrugen 2,18 und 3,25 Millionen Mark.

An der Hochschule für Musik in Köln ist als neue Abteilung ein Institut für evangelische Kirchenmusik begründet worden zu dem Zwecke, evangelische Kirchenmusiker im Hauptamte auszubilden.

Der Stadtrat von München hat mit großer Mehrheit aus kulturellen und sozialen Gründen die Sonntagsbriefbestellung, die in Bayern abgeschafft ist, wieder zu beantragen abgelehnt, vielmehr ihre Aufhebung im ganzen Reiche verlangt.

In Deutschland gibt es 3428 Lichtspielhäuser, auf eins kommen 17 000 Einwohner (in Amerika 6500, England 13 000, Frankreich 16 000). In Berlin zählt man 317 Kinotheater, eins auf 9000 Einwohner, die schätzungsweise von 50 ½ Millionen Menschen besucht werden.

Die 1915 mit dem Sitz in Würzburg begründete Internationale Missionsgesellschaft der Siebenten-Tags-Adventisten „Reformationsbewegung", die für die Kriegszeit das Sabbatgebot und das Gebot „Du sollst nicht töten" außer Kraft gesetzt hatte, führt einen heftigen Kampf gegen die alten Adventisten. Die „Reformationsbewegung" verlangt auch strenge Gesundheitsreform, verbietet das Fleischessen u. a. m. DEK

Die Katholiken Berlins wollen in Tegel eine geschlossene Siedelung von zunächst 150 katholischen Familien begründen.

Der Bund der Atheisten hat sich nach dem Tode seines Begründers und Leiters Dr. Zepler unter dem Vorsitz von Professor Dr. Holde in Berlin-Friedenau neu konstituiert.

Die freischottische Mission hat für die von ihr bisher geleitete Nyassamission nach der Wiederaufnahme durch die Brüdermission (EW 44/45) auf Wiedererstattung ihrer Aufwendungen für Gebäude und Reparaturen verzichtet.

In der Mission sind jetzt 800 Missionsärzte, 350 Ärztinnen und 1100 Krankenschwestern tätig, daneben 1500, 1000, 5500 eingeborene Kräfte. Die Mission unterhält 860 Hospitäler, in denen 4,8 Millionen Kranke ärztliche Hilfe erhielten.

In der Peterskirche in Genf wird seit einigen Jahren am Reformationstage ein interkonfessionelles Abendmahl gefeiert, das von den Geistlichen der verschiedenen evangelischen Konfessionen und dem Genfer anglikanischen Geistlichen gemeinsam administriert wird.

Zwischen Anglikanern und Nonkonformisten in England ist eine Kirchenunion auf dem Wege. In den Lebens- und Grundfragen des Glaubens gibt es kaum noch Meinungsverschiedenheiten. Das Episkopat wird anerkannt; es soll konstitutionell sein, d. h. die Bischöfe sollen nicht mehr von der weltlichen Macht, sondern von der Kirche selbst ernannt werden. Über die Art der Wahl und die apostolische Sukzession gehen die Ansichten noch auseinander.

Die Synode der griechisch-orthodoxen Kirche und die gesetzgebenden Körperschaften von Rumänien haben den Metropolitprimas Dr. Miron Christeas zum Patriarchen gewählt. Die Kirchenhäupter der übrigen orthodoxen Völker haben das neue Patriarchat anerkannt und dies durch Entsendung von Vertretern, u. a. der Metropoliten von Kiew, Jerusalem und des Erzbischofs von Warschau, zu der feierlichen Einsetzung des Patriarchen kundgetan.

In Siebenbürgen wurde der Pfarrer von Also-Czernaton Michael Megyaszay nach Mißhandlungen und zweitägiger Haft mit Frau und Kindern Landes verwiesen. In Szászváro wurde die reformierte Kirche geschlossen, ein reformiertes Gymnasium für eine rumänische Schule in Anspruch genommen und der Betsaal darin während einer kirchlichen Versammlung mit Beschlag belegt. In Galacz wurde die seit 1863 bestehende reformierte ungarische Schule geschlossen.

Das ökumenische Patriarchat hat für Pfingsten zu einem allorthodoxen Konzil auf dem Berge Athos eingeladen; Verhandlungsgegenstände sind die Revision des kanonischen Rechts und „die Einigung aller christlichen Kirchen in der Liebe Christi"; vor allem soll das bulgarische Schisma beigelegt werden. (Das „achte ökumenische" Konzil! Vgl. FZ 66.)

Im Auftrage des Nationalrats der kongregationalistischen Kirche der Vereinigten Staaten ist von führenden amerikanischen Kirchenmännern ein soziales Glaubensbekenntnis ausgearbeitet und dem amerikanischen Kirchenbundesrat mit der Bitte um Weiterleitung an die angeschlossenen Kirchen zur Kritik und Erörterung vorgelegt worden. Darin wird u. a. gefordert: Abschaffung der Kinderarbeit und Heraufsetzung der gesetzlichen Altersgrenze, Arbeitsruhe an einem von je sieben Tagen, Achtstundentag, gleiches Recht für alle Rassen, Gesetzgebung gegen die Lynchjustiz, vollste Zusammenarbeit der Kirchen verschiedener Rassen, Abschaffung der Methoden der geheimen Diplomatie, Abschaffung aller militärischen Rüstungen bis auf eine kleine Polizeimacht, die Kirche soll als Körperschaft nicht länger den Krieg in irgendeiner Form unterstützen.

Der unlängst verstorbene Besitzer und Herausgeber der „Chicago Daily News", V. S. Lawson, hat mehr als die Hälfte seines 2,5 Millionen Dollar betragenden Vermögens religiösen und charitativen Einrichtungen vermacht und bestimmt, daß das Blatt nach den bisher maßgebenden finanziellen Grundsätzen weiterzuführen ist, wonach drei Viertel des Reingewinns des sehr einträglichen Unternehmens an bestimmte Wohlfahrtseinrichtungen gehn.

Die theologische Fakultät Montpellier hat in diesem Jahre 34 Studierende, darunter 7 Ausländer, Straßburg 60 Studierende; 15 Ausländer, die noch die Immatrikulation in der Hoffnung auf Stipendien nachgesucht hatten, konnten aus Mangel an Mitteln nicht aufgenommen werden.

Victor Marguerite, der Bekämpfer der alleinigen Kriegsschuld Deutschlands, gibt von jetzt an eine Monatsschrift heraus: Evolution. FZ 54

Eine Zusammenkunft der deutschen und französischen Freunde der Evangelischen Einheit findet 6.—9. April in Homburg v. d. H. statt. — Zwei Ausschüsse sind gebildet: der deutsche mit Bischof D. Jensen in Herrnhut als 1., Pfarrer Dr. Preger in Cassel als 2. Vorsitzendem, Dr. Walter Schmidt in Herrnhut als Schriftführer, der französische mit Missionsdirektor Dianquis als Vorsitzendem, Pastor André Monod als Schriftführer. — Pastor Rambauds Adresse: Gonzenheim im Taunus, Taunusstraße 10.

Die Sowjetregierung veranstaltet eine neue Ausgabe der Bibel und stellt für Herstellung und Verbreitung eine größere Summe zur Verfügung. DZ 293 a

Aus Ägypten. Dr. R. H. Hall berichtet dem Britischen Museum, daß er den unterirdischen Geheimtempel des Todesgottes Osiris gefunden und erschlossen habe. DZ 32

Die englische Regierung hat die Ausbeutung der Mineralquellen des Toten Meeres, in dem sich 30 000 Millionen Raummeter gemischter Salze, davon 1500 Millionen Kaliumchlorid befinden, beschlossen. Palästina ist an Kaliquellen das reichste Land der Welt.

Der Sechserausschuß des Lutherischen Weltkonvents hat für 1929, das Gedächtnisjahr des Katechismus, einen neuen Weltkonvent in Aussicht genommen.

Der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirche hat seine Jahresversammlung für Deutschland vom 13. bis 16. Mai in Frankfurt a. M.

Die Christengemeinschaft hält vom 24.—28. Februar in Hamburg eine Tagung ab. Geschäftsstelle Mittelstraße 114.

Ein Lehrgang für studentischen Jungmännerdienst findet im Haus Hainstein, Eisenach, 1.—5. März statt. Anmeldungen bis 22. Februar an D. Le Seur, ebendort.

Der Bund für Gegenwartchristentum hat seine Haupttagung d. J. 5. und 6. Oktober in Köln. Die Thüringer tagen in der Osterwoche in Weida.

Der Dr. med. Baronigian, Direktor eines Hilfskomitees für ärztliche Mission in Armenien, ist aus der Deutsch-armenischen Gesellschaft ausgeschlossen worden, weil er „durch die von ihm vorgegebenermaßen im Interesse des armenischen Volkes betriebene Propagandatätigkeit das Ansehen des armenischen Volkes in gröblicher Weise geschädigt und sich des ihm in weiten Kreisen des deutschen Volkes entgegengebrachten Vertrauens unwürdig gezeigt hat".

In Potsdam fand zum Geburtstag Wilhelm II. ein Festgottesdienst statt, bei dem Hofprediger Dr. Vogel in seiner Predigt sagte: „Wer nicht dem König die Treue hält, ist ein Lump und soll auswandern." (FZ 72. 73)

Von Personen. Ernannt: Professor Maximilian Meichßner, Superintendent und geistlicher Inspektor in Pforta, zum Superintendenten und Direktor des Predigerseminars in Wittenberg. Berufen: Professor D. Hans Emil Weber, Ordinarius für NT und Systematik in Bonn, nach Leipzig, hat abgelehnt; Professor D. Hilko Wiardo Schomerus in Kiel für Missionswissenschaft nach Halle. Promoviert: Professor Lic. Dr. Paul Tillich in Dresden zum D. von Halle. Gestorben: Kardinal Désiré Joseph Mercier, Erzbischof von Mecheln, Primas von Belgien; Professor D. Wilhelm Heitmüller in Tübingen.

E St

Verschiedenes

Unnötig Unerfreuliches. In Düsseldorf ist es dem Dichter und Lehrer Karl Röttger passiert, daß ängstliche Kirchenleute ihm den Religionsunterricht nehmen wollten, weil er — gegen die Konfirmation geschrieben hat. Das tat er in einem wesentlich autobiographisch gemeinten und gehaltenen Büchlein „Die fernen Inseln. Aus den Tagen der Kindheit". Leipzig, Erich Matthes 1921. Heute schreiben wir 1926! Was Röttger da S. 56—60 von seiner Konfirmation erzählt, bedeutet für ihn einen Waffengang zum Schutz der Kindesseele. Er wird dabei scharf und, ich kann nicht anders sagen, auch unbillig, sofern er von der Zartheit, die er mit Recht dem Kinde widmet, so gar nichts auch dem Pfarrer zukommen läßt, der sie ebenfalls braucht. Ich meine: dem Stande, der sich seit Jahrzehnten mit der Schattenseite der Konfirmation abquält. Nicht nur, daß tausende von Pfarrern unter den Unzuträglichkeiten der Einrichtung still gelitten haben, es besteht doch heute eine mächtig angeschwollene Bewegung gegen das Unmögliche an ihr. So hätte Röttger nicht nötig gehabt, seinen Erinnerungen so stark typischen Charakter zu verleihen und Konsequenzen daraus zu ziehen, die uns, die wir in der Bewegung stehn, wehtun. Aber wie unerfreulich nun die Denunziation! Statt dieses Zeugnis mit hereinzuholen in die Erörterung der Sache, möchte man dem Zeugen — in seiner Schule den Mund verschließen. Und wem das? Einem Kinderfreunde, der mit Augen der Jesusliebe gerade in das religiöse Leben des Kindes sich hineinversenkt hat wie nur Einer. Der in seinen Kindergeschichten von Jesus uns ebenso tiefe wie entzückende Dichtungen geschenkt hat, von denen alle Kindergottesdienste widerhallen sollten. Ich schreibe diese Zeilen eigentlich nur, um darauf einmal wieder nachdrücklich aufmerksam zu machen. Wenn ich heranwachsende Kinder hätte und wollte sie zu Jesus führen, ich würde nicht müde werden, ihnen davon zu geben. Und da gibt es Christen, die wollen einem solchen Manne den Religionsunterricht nehmen! Die Geschichten, die ich meine, stehen in dem Buche „Der Eine und die Welt" und in den „Christuslegenden", auch in dem „Gastmahl der Heiligen" (bei Georg Müller, München).

Unnötig unerfreulich ist auch die Besetzung der Baumgartenschen Professur in Kiel. Man versteht glaub ich nirgends, wie das preußische Kultusministerium dazu gekommen ist. Die Fakultät sollte ihre Liste veröffentlichen. Bei dem Interesse, das die Berufung gefunden hat, ist das Fakultätsgeheimnis ja doch längst kein Geheimnis mehr, mögen auch Einzelheiten unbekannt geblieben sein. Genug, die Fakultät gibt sich die größte Mühe, mit aller Gewissenhaftigkeit für die durch Baumgartens Abschied frei gewordene Professur für praktische Theologie dem Minister Vorschläge zu machen. Es werden acht Namen genannt, fünf von der Mehrheit, drei von der Minderheit der Fakultät. Als Letzter von der noch kleiner gewordenen Minderheit der Mann, den der Minister beruft. Gewiß auch ein Mann von Tüchtigkeit, sonst wäre er nicht auf die Liste gekommen. Aber wenn nun der Wunsch der überwiegenden Hälfte der Fakultät so ausdrücklich auf andre Männer ging, Männer darunter von ausgezeichnetem Ruf, was in aller Welt konnte den Minister bestimmen, diesem Wunsche auszuweichen? Was konnte ihn bestimmen, den bisherigen Inhaber des Lehrstuhls, der ein Vorrecht darauf hatte sich für seinen Nachfolger zu interessieren, und den man im Kultusministerium sonst zu schätzen wußte, durch Ignorierung seiner Hoffnungen zu kränken? Wenn das schleswig-holsteinische Landeskirchenamt im Mai vorigen Jahres es für gut befand, dem Professor Baumgarten sein politisches Mißfallen zu bekunden, so hätte das wahrlich dem Minister eher ein Antrieb sein müssen, Baumgarten nunmehr bei seinem Abgang eine Genugtuung widerfahren zu lassen, anstatt — wir wissen ja nicht, ob dies das Motiv ist, und können es kaum glauben — dem Landeskirchenamt eine Genugtuung zu verschaffen contra Baumgarten. Wir sind in der wilhelmischen Zeit für das Vorschlagsrecht der Fakultäten eingetreten, das nur aus schwer wiegenden Gründen von dem souveränen Staat bei Seite geschoben werden darf. Wir sehen nicht ein, woher eine demokratische Regierung, wie wir sie heute haben, die Befugnis nimmt, über einwandfreie Wünsche einer Fakultät so mir nichts dir nichts hinwegzugehen. R

Bischöfliches aus Hamburg usw.

Über die Bischofsfrage ist in den letzten Wochen mancherlei geschrieben worden, doch scheint es zu kontradiktorischen Verhandlungen nur gekommen zu sein im „Hamburgischen Correspondenten" vom 29. Oktober bis 11. November, wo Pastor Kurt Leese leidenschaftlich gegen die heraufziehende Ämter- und Prälatenkirche und die monarchische Machtstellung in ihr mobil machte. Er warnt davor, in der „bloßen Namensänderung" eine Bagatelle zu sehen, und betont mit Nachdruck, daß mit dem Worte Bischof sich für jedes einfache Kirchenmitglied eine „ganz bestimmte Vorstellung von Amtshoheit und Würde, von Herrenbewußtsein und Stolz, von Streben nach Einfluß und Macht" verbinde, und daß diese Dinge „nach der ihnen innewohnenden Logik und nicht nach der persönlichen Auffassung ihrer Urheber und Verfechter ihren Gang nehmen". Entgegnet hat ihm Hauptpastor Horn, der für die Hamburger Bischofswürde insofern in Betracht kommt, als der Bischof (bisher „Senior"), immer aus den fünf Hauptpastoren zu wählen sein würde: wir brauchen Bischöfe und Prälaten 1. zur Amtskennzeichnung für eine „angemessene und unmißverständliche Vertretung des Amtes nach außen hin", zumal der Zusammenschluß der Kirchen immer häufigere Berührungen mit anderen Kirchenvertretern herbeiführt und da leicht jemand verkannt werden könnte. 2. Der Senior ist durch die neue Kirchenverfassung „Vorgesetzter der Pastoren" geworden, und dieses neue Verhältnis muß auch durch ein neues Verhältnis im innerkirchlichen Verkehr gekennzeichnet werden; dazu eignet sich am besten der Titel „Bischof", weil er zugleich das seelsorgerliche Vertrauensverhältnis bezeichnet. Das Wort „Bischof" würde nur ausdrücken, was schon besteht, „nicht etwas, was an Herrschergewalt (!) erst noch erstrebt werde"!

Der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrates in Berlin hat dem Erzbischof Söderblom zu seinem 60. Geburtstag einen Glückwunsch gesandt, in dem der Erzbischof immer angeredet wird mit „Eure Erzbischöfliche Gnaden". Die Katholiken sagen: „Gnädiger Herr". Wenn das alles nur Formalien sind — im Gegensatz zu Luk. 22, 25 —, warum sträuben wir uns dann gegen den „Heiligen Vater"? (Der Präsident des EOKR hat natürlich ganz korrekt gehandelt, aber was echte Tradition erträglich macht, wird neu eingeführt ganz neue Qualitäten aufweisen. D H)

Im Protestantenblatt schrieb Alfred Fischer zurückblickend auf die Brandenburger Provinzialsynode: die Verhandlung über die Bischofsfrage und die „sehr belanglose und gedankenarme Debatte" habe er „vergessen", könne also nichts darüber sagen. Es handle sich ja nur um „Dekorationen, mit denen man heute den Mangel an geistiger Substanz ersetzen wolle! Dabei standen tagelang alle Fraktionsberatungen, die Beratungen des Verfassungsausschusses und des Plenums unter dem Druck der Spannung, die aus diesem Antrag sich entwickelte. Gesuchte Geistigkeit hilft in einer solch schwerwiegenden Frage auch nicht weiter. Wenn wirklich aussichtsvolle Bestrebungen im Gange wären, den geistigen Mangel der Kirche durch Dekorationen zu verdecken, so wäre es Pflicht aller um das Leben ihrer Kirche besorgten Mitglieder, sich zu rühren und diese Bestrebungen nicht zu verschlafen. A Sch

Luther für Luther.

Karl Josef Friedrich, Pfarrer in Grünhain, Erzgebirge, ist auf den guten Gedanken gekommen, dem Dr. Luther in Berlin, als er Reichskanzler wurde, von Zeit zu Zeit ein Wort von dem andern Dr. Luther in Wittenberg zuzuschicken. Das ist freundlich aufgenommen worden, und nun faßt er, was er da gefunden und geboten hat, in ein Heftchen zusammen: Der lebendige Luther. **Spring in die Sonne!** Zu haben bei Max Müller in Chemnitz, Zschopauer Straße 4.

Ephraem Syrus.

Die drei Strophen am Eingang dieser Nummer, die mir als ein freundliches Echo auf meine Glaubenslehre zugingen, sind nur ein Stück aus einem größeren Gedichte Ephräms. Dieses findet sich in der Sammlung Adversus scruatores (gegen die Grübler) als Nr. 72 (Ed. Rom. 1743 Tom. III 135 s.). Aphêm, „Prophet der Syrer", geboren nach 306 in Nisibis, wahrscheinlich als Christ, gestorben um 373 in Edessa, hat viel geschrieben und gedichtet. Die syrischen Verszeilen sind knapper und kürzer als in der obigen Wiedergabe. R

Süd-Tirol. Zu unserm Artikel über die Minderheiten lese man die Berichte eines Sonderberichterstatters in Nr. 66 und 72 der Frankfurter Zeitung.

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

In unserer Gemeinde kommt eine der 5 **Pfarrstellen** zum Frühjahr zur Neubesetzung. Bewerbungen bis zum 28. Februar. Dienstalter nicht mehr als 10 Jahre. Keine Dienstwohnung. Besoldung nach der jetzt gültigen Übergangsordnung.

Evang. Gemeinde-Kirchenrat zu Elstaufend Jungfrauen.
Lillge, Breslau X, Elbingstraße 1.

Kirchengemeinde Bremen-Walle

Die **Pfarrstelle** in der **Vorstadtgemeinde Bremen-Walle Bremische Evangelische Kirche,** wird am 1. April 1926 wegen Emeritierung frei. Schönes beschlagnahmefreies sehr geräumiges Pfarrhaus mit großem Garten. 10. Gehaltsgruppe mit freier Wohnung, ev. späterer Zulage. Anspruch auf Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung. Interessiert mitarbeitende Gemeinde. Arbeitsfreudige, aufbauend wirkende Pastoren liberaler Richtung, möglichst zwischen 30–40 Jahren, wollen unter Beifügung von Lebenslauf, beiden theologischen Prüfungszeugnissen in Abschrift und etwaigen Referenzen **bis 15. März 26** bei **Hans Meyer, Ritter-Raschenplatz 2,** verw. Bauherr der Gemeinde Walle, ihre Bewerbung einzureichen.

Freizeit für Pfarrer

im „Heim der Freunde", Friedrichroda, Schreibersweg 6
12.–18. April.

Leiter: Rade und Paul Jaeger. — Numerus clausus 20.
Nachricht über alles Nähere versendet Rade.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18–30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Ia. Heidelbeerwein

süß bezw. halbsüß in altbekannt beliebter Güte f. Magen- u. Darmkrankh. ärztl. empf. p. Ltr. 60 Pfg., **prima Apfelwein** p. Ltr. 45 Pfg. liefert inkl. Steuer in Leihfässer von 25–30 Ltr. an

J. Gärtner, Kelterei, Landshut B 33 (Bayern).

Bekanntmachung.

Kostenlos teile ich jedem, der an

Rheumatismus, Ischias, Gicht, Hexenschuß oder Reißen

leidet, mit, wie ich von diesem Uebel innerhalb kurzer Zeit vollständig geheilt wurde.
Ich versende nichts, sondern gebe nur Auskunft in der Absicht, meinen Mitmenschen zu helfen.
Bitte Freikuvert beifügen.

Robert Liebetrau, Polizei-Sekretär,
Eberswalde i. M., Eisenbahnstr. 55.

Der moderne Führer

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende u. Lernende, ist das in Lieferungen neu erscheinende

„Handbuch der Literaturwissenschaft"

herausgegeb. in Verbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor D. Oskar Walzel-Bonn. Mit etwa **3000 Bildern** in Doppeltondruck und vielen Tafeln z. T. in Vierfarbendruck. Gegen monatl. Zahlung von nur **7.— Rmk.**

Urteile der Presse: „Das unentbehrliche Handbuch für jeden Gebildeten" (Essener Allg. Ztg.). — „Das wichtigste Werk der Zeit" (Liter. Jahresbericht d. Dürerbundes). — „Ein gewaltiger Dienst am Volksganzen wird geleistet (Deutsche Allgemeine Zeitung). — „Ein großer Plan, frisch, lebendig und verheißungsvoll" (Königsberger Allg. Ztg.). „Eine monumentale Geschichte der Dichtung" (Vossische Zeitung).

Man verlange Ansichtssendung No. 105a.

Artibus et literis, Gesellschaft für Kunst- und Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam.

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. D. Glaue-Jena herausgeg. Sammlungen des freien Christentums. Festpr edigten: Advent. Weihn. Silv. Neujahr. Passion. Karfreit. Ostern. Himmelf. Pfingsten. Trinit. Erntefest. Reform. Bußt. Totenf. Äuß. Mission. Weihefeste. Kriegspred. Kasualreden: Grabreden. Schulandacht. Konfirmations-, Trau-, Taufreden. (Teilweise nur geringe Vorräte!) Einzeln je M. 2.—; geb. M. 3.—, alle 22 Bände auf einmal nur M. 30.—; geb. nur M. 50.— auch gegen 3 Quartalsraten durch Krüger & Co., Leipzig 9, Liebigstr. 9. Theolog. Antiq.-Katalog gratis!

Ev. Schülerheim Martinstift

in Fild bei Mörs (Rheinland)

Seit 41 Jahren bestehend. Wieder-Eröffnung nach Neueinrichtung sämtl. Gebäude zu Ostern d. Js. 10 Morg. gr. Park. Spiel- und Sportplätze, Zentralheizung, fließ. Wasser in sämtl. Schlafräumen, Freibad, Brause- und Wannenbäder, gute Verpflegung, reichl. Einzelzimmer für Schüler der Oberstufe. Handwerksch. u. gärtn. Betätig. Liebev. Erziehung soll Elternhaus ersetzen. Musikunterr. auf Wunsch. Überwachung d. Schularbeit. Mäßiger Pensionspreis. Söhnen d. Geistlichen, Lehrern u. Beamten Ermäßigung. Angegliedert d. Gymnasium (mit realgymn. Ersatzunterricht bis U II) und der Aufbauschule i. E. Auskunft erteilt der Gymnasialdirektor zu Mörs.

Der Hessische Diakonieverein

gewährt evangelischen jungen Mädchen mit höherer Allgemeinbildung unentgeltliche Ausbildung in der Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen in den Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in der sozialen Fürsorge und der praktischen Gemeindearbeit in dem Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kranken- und Gemeindeschwestern, Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung mit Gehalt, Lebensstellung und auskömmliche Altersversorgung.
Näheres durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Freiligrathstr. 8

Heute entschlief nach kurzer, schwerer Krankheit mein lieber Mann, unser treuer Vater

Professor Dr.
Wilhelm Heitmüller

Else Heitmüller geb. Knoke
Dorothea Karin
Hanfried und
Hans Jochen Heitmüller

Tübingen, den 29. Januar 1926

Gedächtnisfeier fand Montag, den 1. Februar, nachmittags 2 Uhr im Hause Neckarhalde 55 statt. Anschließend Ueberführung in die alte Heimat nach Döteberg (Hannover).

Suche bis spätestens 1. Mai kinderliebe, zuverlässige

Helferin.

Familien-Anschluß, Taschengeld.

Frau Dr. **L. Walther,**
Land-Erz.-Heim Ettersburg b. Weimar

Pfarrhaus im herrlich gelegenen **Wimpfen a. N.** nimmt zu Ostern 1—2 gesunde Kinder als

Pensionäre

auf. Realschule mit kleinen Klassen bis Obersekunda, auch Mädchen.

Pfarrer **Knodt, Wimpfen a. N.**

Eine uns nahestehende **Frau,** ausgebildet im **Diakonieverein,** im Krieg und Frieden bewährt, sucht **Stellung** bei einem Pensionat oder einer Anstalt oder als etwas, wo sie ihre Kinder bei sich haben kann. Näheres durch den Herausgeber.

Für meine 19jährige Tochter (Realschulbildung) suche ich Aufnahme in geb. Familie, am liebsten Universitätsstadt. Geboten wird: Mithilfe im Haus, selbständiges Kochen. Erwartet wird: voller Familienanschluß, Gelegenheit zu gutem Verkehr und geist. Weiterbildung. Taschengeld erwünscht.

Pfarrer **Knodt, Wimpfen a. N.**

Ich **suche zu kaufen** und bitte um umgehendes Angebot von folgenden gut erhaltenen Werken:

Keil's Kommentar zum Alten Testament. Besonders die **Delitzsch**bände.
Franz Delitzsch „Kommentar zum Hebräerbrief".
Hennecke: „Neutestamentliche Apokryphen".
Kautzsch: „Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alt. Testamentes".

Prediger **K. Gronenberg,**
Herringen-Hamm (Westf.).

Riviera!

Familienpension in neuer Villa bei deutscher Familie, das ganze Jahr geöffnet. Ideale, ruhige, staubfreie Lage, mit wunderbarem Ausblick auf das Meer. Schöne Zimmer, Terrasse, gutbürgerliche Küche. Strand in 10 Minuten bequem erreichbar. Pensionspreis RM. 4.50 bis 5.—

Baroni-Fehling, Villa Flora
San Michele di Pagana
(Rapallo) Italien.

Die Zeitwende

hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens zu einer solchen Höhe aufgeschwungen, daß andere ähnliche Organe Mühe haben, mitzukommen. Eine vielseitigere vornehmere Zeitschrift hat die protestantische Welt bisher nicht gehabt. Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung.

Die Zeitwende

ist eine Monatsschrift von nicht leicht zu übertreffendem Charakter, eine der stärksten Stützen unseres gesamten deutschen Zeitschriftenwesens. Ihre kulturelle Einstellung ist von einer gewissenhaften, im besten Sinne wissenschaftlichen Art. Hannoverscher Kurier.

Die Zeitwende

bedeutet an dem Punkt, an dem wir mit unserer Kulturentwicklung angelangt sind, eine einfache Notwendigkeit, und ist darum nicht zu verwechseln mit irgendeiner literatenhaften Marotte... Der Niederschlag einer ganz erstaunlichen Kraft und eines außerordentlichen Reichtums geistiger Arbeit. Bayerische Blätter für das Gymnasialschulwesen.

Die Zeitwende

Monatsschrift. Herausgegeben von Tim Klein, Otto Gründler, Friedrich Langenfaß. Jährlich 12 Hefte, die Anfang jeden Monats im Umfang von etwa 110 Seiten erscheinen. Abbildungen werden nach Bedarf beigegeben. Bezugspreis vierteljährlich M 5.—. Einzelpreis des Heftes M 1.80. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Probehefte kostenfrei.

C. H. Beck / München

Guter Nebenverdienst

bietet sich durch den Verkauf eines schön illustrierten Bibelwerks an Private. Angebote unter Nr. 3 an die Geschäftsstelle dieses Blattes erbeten.

Junglehrer,

der seit Ostern 1925 vergeblich auf Anstellung wartet und auch weiterhin solche noch nicht zu erwarten hat, **sucht Stellung als Hauslehrer für Volksschulunterricht.** Zu Auskunft und Empfehlung des vortrefflichen und tüchtigen jungen Mannes ist sehr gern bereit **Pfarrer Haferoth, Stadtroda** (Thüringen).

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für das Vierteljahr Januar–März 1926 vier Mark; im Auslande für das Vierteljahr Januar—März 1926 vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postatarif. Einzelpreis der Doppelnummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. Februar

Dieser Nummer liegt bei: Prospekt **„Die Schrift"** (Verlag Lambert Schneider, Berlin). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.